anxa
87-B
27137
v.3

Von der Kunst.

Von

Joseph Ritter von Führich,

Professor an der Akademie der bildenden Künste

in Wien.

Drittes Heft.

2743

Wien, 1868.

Verlag von Carl Sartori,

Buchhändler des heiligen Apostolischen Stuhles und Primatial-Buchhändler,

Stadt, Wallnerstraße 7,

gegenüber dem fürstl. Esterhazy'schen Palais.

Wolfgang Menzel

sagt in seinem Literaturblatte, 1867 Nr. 87, über das I. u. II. Heft, dieses Werkes:

„Der berühmte Verfasser erwirbt sich ein großes Verdienst, indem er zeigt, wie man die Kunst tiefer auffaßen müße, als es die Eitelkeit und Oberflächlichkeit unserer Zeit zu thun pflegt. Die Kunst nämlich hat leider Theil genommen an dem großen Abfall von der christlichen und ritterlichen Gesinnung früherer Zeiten. Sie ist seit dem Aufkommen der Renaissance die Schmeichlerin und Kupplerin der Höhe geworden, hat sich andererseits den pedantischen Launen akademischer Gelehrsamkeit unterworfen und kehrte in der niederländischen Schule, Landschaft- und Genremalerei, zwar zur Natur zurück, aber ohne das Heilige wiederfinden zu können.

An die Stelle der Religion wurde die Kunst selber gesetzt. „Als der Kirchenglaube in protestantischen Gegenden wich, als der Himmel mit seiner Gottesmutter, die Heiligen mit ihrer tiefen Lebensschönheit, das täglich sich wiederholende Opfer mit der Vermittlung des Bleibens Christi unter uns dem neuen „Lichte" weichen mußten, da warf diese Finsterniß einen schrecklichen Schattenstreif, die Hexenprozesse, in den neuen Tag.

Bei der angestrebten Vernichtung des dargestellten Glaubens, d. h. der Bethätigung des Glaubens durch die Werke, muß diese Erscheinung trotz ihrer Grenelhaftigkeit fast noch als ein Rest alles Positiven betrachtet werden, seitdem ist es der personifizirten außermenschlichen Finsterniß gelungen, sich selbst zu negiren, und somit ihre Gegner auf die leichteste Weise zu beseitigen. Mit der Lehre des Reformators von der Verwerflichkeit der guten Werke war die eine Seite der Darstellung des Glaubens, die Religion im Handeln, mit dem consequent aus dieser Lehre fließenden Bilderstурm, die Darstellung der Religion in Bildern, und mit ihr die Kunst verworfen. Hat man seitdem fortgefahren, den Pinsel und Meißel zu gebrauchen, und die Losreißung der Kunst vom Leben der Kirche als eine Befreiung vom alten Götzendienste (so ward die kirchliche Kunst genannt) anzupreisen, so hat die neuere Kunst ihre Versplitterung in Fächer und Fächelchen als Erweiterung ihres Gebietes darzustellen sich bemüht, ohne zu fühlen, daß die scheinbare Breite desselben auf Kosten ihrer Höhe und Tiefe gewonnen wurde. Was aber den Vorwurf des Götzendienstes betrifft, so hat die Ungerechtigkeit damit nicht den eigensten Kunstberuf und ihren jungfräulichen Dienst im Hause Gottes getroffen, sondern, sich selbst das Urtheil sprechend, prophetisch die Kunst als Götzendienst bezeichnet. Halten wir Umfrage bei den meisten Künstlern, welche nicht der Kirche angehören, jedoch von einem dunklen Instinkte getragen auf ihrem traurigen Standpunkte der Kunst ihre Würde gewahrt wissen, und sich nicht gänzlich im gemeinen Schlunde der „Industrie und Gewinnsucht" untergehen sehen wollen, und sie werden uns die schreckliche Antwort geben, welche ich dieser Tage in einer Biographie zu lesen Gelegenheit hatte: „Die Kunst war seine Religion."

Die Kunst hat sich, wie die Wissenschaft, von der Religion abgewendet. Nichts ist für unsere Zeit charakteristischer, als der Versuch des berühmten Alexander von Humboldt, mit allen Kräften seiner Wissenschaftlichkeit in seinem Kosmos sich zugleich als großen Maler zu erproben, der das Naturganze in einem vollendeten Bilde hinwirft. Darin liegt der tiefste Mißgriff und mit Recht macht Führich darauf aufmerksam, der Künstler sei Gott, der die Welt so wundervoll geschaffen und dessen der eitle Akademiker mit keinem Worte gedacht hat.

„Hast Du den Kosmos gelesen, lieber Leser? was lehrt er Dich über diese brennenden Fragen?" Antwort: Nichts. Nun, er beschäftigt sich nur mit der Natur als solcher, und es ist wahr, die Humboldte kommen nicht alle Tage. „Was lehrt er Dich von der Natur?" Scharf zugesehen, ebenfalls Nichts. Er hat in dem Buche ein wahres Brillantfeuerwerk von Spezialkenntnissen, Forschungsresultaten, glänzenden Schilderungen, hypothetischen Fernsichten, die sich durch entgegengesetzte wieder aufheben, oder in eigenem Feuer aufleuchten, und in andern verschwinden, vor Dir abgebrannt. Du hast nun ein Bild, eine Darstellung, zwar nicht von der Natur (denn die steht ruhig

Von der Kunst.

Von

Joseph Ritter von Führich,

Professor an der Akademie der bildenden Künste

in Wien.

Drittes Heft.

Wien & Gran.

Verlag von Carl Sartori,

Buchhändler des heiligen Apostolischen Stuhles und Primatialbuchhändler.

1868.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/vonderkunst03fuhr

Kunst und Handwerk.

Allgemeines.

Immer ist es das Wort, durch das Geister aufeinander wirken, das ihre Beziehung zu einander vermittelt. Diesem Lebensgesetze muß selbst die Lüge sich fügen, um geglaubt zu werden.

Dem lebenschaffenden Worte des Ewigen gegenüber, das mit seinem Gedanken eins ist, nämlich die durch das Wort ausgesprochene Realwerdung des Gedankens, muß im Widersatze des Wortes und des Gedankens, worin die Natur der Lüge besteht, das Wort in seiner Wirkung sich selbst verneinen und Lügen strafen. Weil also der Widersacher den Tod will, darum sagt er: Ihr werdet nicht sterben; weil er die Zerstörung des göttlichen Ebenbildes am Menschen, seine Verzerrung zum ihm ähnlichen Scheusale anstrebt, darum verheißt er: Ihr werdet sein wie Gott. Das Wort ist der Vermittler zwischen dem Gedanken und seiner Realwerdung. Hierin liegt der Schlüssel zu den allerhöchsten Wahrheiten, und somit auch zur Erkenntniß der Lüge als solcher. Die Offenbarung lehrt uns die Schöpfung der Welt durch das Wort. Die katechetische Erklärung des Wortes „Schaffen" lautet: Schaffen heißt aus nichts etwas hervorbringen. Nach süd- und ostdeutschem Redebrauch hieß es auch befehlen: „Was schaffen Sie, was schaffst Du?" Der Gedanke ist das unausgesprochene Wort, das Wort ist der ausgesprochene Gedanke, bei der Wahrheit die Offenbarung des Gedankens, und eins mit ihm; bei der Lüge die Verhüllung des Gedankens und

sein Widersatz. Die Wahrheit nennt das Ding mit seinem Namen, und vermittelt so mit der Wahrnehmung desselben den richtigen Begriff von ihm. Die Lüge nennt es mit einem andern Namen und verhindert so die Einheit von der Sache und dem Begriffe von ihr.

Auch ist das Wort meist der Vermittler zwischen dem Gedanken und der That im Guten wie im Bösen:

Du wünschest einen Freund bei dir zu sehen — Gedanke. Du lädst ihn zu dir — Wort. Er kommt zu dir — That, oder: Der Feldherr hat den Schlachtplan gedacht, das Kommandowort vermittelt dem Heere seine Gedanken, der Erfolg, ob Niederlage oder Sieg, ist das Resultat von Gedanken und Wort.

Wenn Göthe seinen Faust die Anfangsworte des Johannes Evangeliums: „Im Anfange war das Wort," übersetzen läßt: „Im Anfange war die That," so zeigt derselbe hierdurch einen dem Geiste der Lüge bereits verfallenen, aller Logik, weil des Logos durch den Unglauben baaren Gelehrten, und hier scheint wieder einer jener, von der eigenen Richtung des Dichters unabhängigen, genialen Züge zu liegen, der mit der angebornen Gabe Dinge berühren muß, welchen er im Leben aus dem Wege geht. Faust frägt, als ihm Mephistopheles gegenüber steht: „Wie nennst du dich?" und dieser antwortet: „Die Frage scheint mir klein für Einen, der das Wort so sehr verachtet," und kommentirt sich später dem Schüler gegenüber, der für das Wort einen Begriff will, in echt diabolischer Weise wie folgt: „Denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein."

In unserer Zeit, der ideenarmen, wortreichen und geschwätzigen Zeit, der Zeit der Begriffsverwirrung und der Schlagworte, an welche ebendeßhalb „sich trefflich glauben läßt" mag es wohl die Aufgabe jedes Freundes der Wahrheit sein, den Worten — wie auch Pius IX. es ausgesprochen — ihren Sinn und Begriff wiederzugeben. Wir unsererseits bemühen uns, dieß auf dem Gebiete der Kunst zu thun.

Während einerseits in lügenhafter Weise der Kunst eine rücksichtslose autonome Göttlichkeit vindizirt wird, schiebt sich durch die Bresche, welche jeder Lüge einwohnt, eine andere Lüge und spricht

von einem Kunsthandwerk, von Kunst und Industrie, dort den wahren Kunstbegriff zu angemaßter Höhe aufblähend, hier ihn in ungeziemende Tiefe herabziehend, in beiden Fällen ihn entstellend.

Wie wir nun früher das Verhältniß von Kunst und Wissenschaft etwas eingehender zu besprechen suchten, so ist es hier das Verhältniß von Kunst und Handwerk, das wir in gleicher Absicht uns näher anseh'n wollen.

In keiner Zeit war es nothwendiger das Wort zu seinem Begriffe zurückzuführen, als in der unsern, da mit dem Unglauben an das Wort der Offenbarung der Glaube an Worte mit jedem Tage zunimmt, und die Unredlichkeit neue Worte zur Verdunklung der Begriffe erfindet. Wir nennen beispielsweise nur das Wort „Ultramontan", wodurch der Begriff des Katholischen gefälscht wird, damit man diesem klarsten aller Begriffe noch ein schielendes, übertriebenes, unbestimmtes, fanatisch schädliches Ungethüm an die Seite setze, um mit scheinbarer Schonung des Katholischen allen Haß kirchen- und christenfeindlicher Richtungen auf dasselbe unvermerkt werfen zu können. Jeder Gläubige, er möge nun diesseits der Alpen oder jenseits des Meeres wohnen, der im Papste zu Rom das Oberhaupt seiner Kirche erkennt, heißt Katholik, weil diese Anerkennung zum Wesen seines Glaubens gehört, die böswillige Absicht fällt jedem Unbefangenen in die Augen, weil sie eine Verschiedenheit zwischen dem, was Eins und dasselbe ist, begründen müßte, denn dem Ultramontanen müßte man einen Ultramarinen gegenüber stellen. — Ultramontan wird jeder gläubige Katholik genannt, und damit der allgemeinen Kirche gleichsam ein Sektenname, unter welchem die wirklichen Katholiken dem Hasse preisgegeben werden sollen, aufgeheftet. Der wirkliche Katholik, der es mit Wort und That ist, wird seines Namens entkleidet und heißt Ultramontan, die abgefallenen, indifferenten und schlechten Katholiken, die es faktisch nicht sind, heißen Katholiken.

Wir haben uns in haarsträubender Weise aus der Wahrheit hinaus und in die Lüge hineingeredet. Mit welcher Unehrlichkeit sucht der Unglaube nach Beweisen seiner Nützlichkeit, wie hat man sich bemüht, den Menschen von einer außerkirchlichen Wahrheit etwas vorzulügen, von einer oder mehreren Wahrheiten, welche trotz und gegen das Christenthum gefunden wurden. Wie schändlich

ist diesfalls die wissenschaftliche Thätigkeit des Kopernik und Gallilei ausgebeutet worden, so daß die Mutter der Wissenschaft, die Gründerin aller Hochschulen, als eine Feindin alles Lichtes und aller Erkenntniß hingestellt wurde. Darum ist es nothwendig, alle neu auftauchenden Worte scharf ins Auge zu fassen, und ihre Identität mit dem Begriffe zu wahren. Also „Kunsthandwerk" ist eines der Worte, in dem man ein niederziehendes Gewicht dem ersten der beiden Doppelbegriffe anhängen möchte. Gott ehre das Handwerk. Alles ist im Organismus an seiner Stelle gut, schön, und ehrwürdig in seiner Art auf der Stufe seiner Stellung zum Ganzen im harmonischen Reigen des reichgegliederten Menschenlebens.

Für jede menschliche Thätigkeit gibt es abermal eine dreifache Art ihren Standpunkt mit einem andern zu tauschen; sie kann einen höheren mit einem tieferen wechseln, oder von demselben in einen höheren übergehen, oder endlich ganz aus dem Organismus ausscheiden, und hiedurch, wenn nicht vom Begriffe des Guten, so doch von dem des Schönen Abschied nehmen, was wir hier rücksichtlich des Guten unerörtert lassen wollen. Wo das Werk der Hand gänzlich vom Geiste getrennt zur Maschinenarbeit wird, und bei dem unablässig wiederholten Handgriffe, ohne sich an einem Weiterfördern seiner Aufgabe freuen zu können, stehen bleiben muß, da ist es um alle und jede Schönheit gethan. Eine Fabrik mag ihre relativ nützlichen Seiten haben, schön ist sie nie. Erhebt sich ein Handwerk zur Kunst, bildet sich z. B. ein Zimmermann, ein Maurer zum schönheitssinnigen Architekten aus, wie dieß öfter geschehen ist, so ist er eben nicht mehr Handwerker, sondern Künstler; steigt aber die Kunst mit Aufgebung ihres höheren Bewußtseins und ihrer Sendung zur bloßen Anwendung einer sogenannten Mache herab, dann ist sie immer noch nicht Handwerk, und partizipirt auch nicht an der demselben anhaftenden eigenthümlichen Schönheit, sondern ist und erscheint als ein widerlicher, überzeugungsloser Renegat und Ueberläufer, der daheim das Vertrauen verscherzt hat, und es aus gleichem Grunde in der Fremde nicht findet.

In sehr feinem Instinkte räth Schiller der Wissenschaft die Erhebung zum Kunstwerke, und wenngleich er die Sache nicht weiter ausführt, so involvirt dies doch die Erhebung zur Idee, weil nur in der Idee der Dinge der Maßstab für alle Realität zu finden ist.

Das Weltall ist die realgewordene Idee Gottes, der Gedanke geht durch alle Regionen vom Größten bis zum Kleinsten, und dieses Kleinste, wenn es in seiner Reinheit gefaßt wird, ist ein Theil des Ganzen und so nimmt es Theil an seiner Größe. Auch alle Störungen und Abwege lassen graduell und essentiell sich nur an der Idee messen, von welcher sie eben Abwege sind.

Auf dem Grunde der Offenbarung tritt die Einheit von Wort und Begriff mit vielen, wenn nicht mit allen solchen Einheiten in Zusammengehörigkeit, und bildet in dieser Einheit des Verschiedenen das Wort und den Begriff der Idee. An dieser Einheit der Verschiedenheit nehmen Alle Theil, somit wohnt aller Verschiedenheit die ideale Einheit bei. Keines ist ohne das Andere oder an des Andern Stelle, und eben nur an seiner Stelle steht es im rechten Verhältnisse zum Andern und zum Ganzen. Alle Bestrebungen nehmen Theil an der Realisirung der Idee. Da gilt das Wort des Dichters: „Jeder freut sich seiner Stelle", weil er sich als Glied eines großen Ganzen fühlt, er ehrt das Höhere, denn er erkennt sich selbst als eine Stufe zu ihm, er achtet das Niederere, denn er erkennt in ihm eine Neben- oder Vorstufe zu seinem Standpunkte. So entsteht Standesgefühl, Standesehre, und als ihr äußerer Ausdruck tritt das Kleid als Standestracht hinzu.

Das Werk der Hand, das Handwerk gleicht der leiblichen Seite des Menschen und seines Doppelwesens. Es gewährt dem Geiste Freiheit, indem es ihm die Sorge für seinen Träger, den Körper, erleichtert und abnimmt, und es lebt von dem Bedürfnisse des an den Leib gebundenen Geistes. Es begleitet den Geist vom bloßen Bedürfnisse bis zur Bequemlichkeit und zum Behagen, vom Nothwendigen und Nützlichen bis zum Angenehmen, hier aber ist seine Gränze.

„Und soll die Kunst, allem Angenehmen abhold, ihre Aufgabe allein in jenem didaktischen Ernste erblicken, welchem die höchsten ihrer Hervorbringungen angehören?" Wenn und wo die wahre Idee der Kunst gesichert und anerkannt auch faktisch vertreten erscheint, soll ihr die Befugniß, auch die Gewöhnlichkeit des Lebens mit manch' einer Blüthe der Anmuth zu schmücken, nicht verkümmert werden, aber so, wie dem Arbeiter die Ruhe, dem thätig wirkenden Geiste die Erholung erlaubt ist. Nie aber darf diese Conzession sich an die Stelle ihrer höheren Aufgabe drängen.

Der so oft ausgesprochene Satz: „Die Kunst diene zur Verschönerung des Lebens," kann als Darstellung der Mission der Kunst unbedingt angenommen werden, wenn und wo Leben und Schönheit richtig verstanden und aufgefaßt, und die wahre Schönheit nur im Geleite von Wahrheit und Güte gesucht wird.

Der Mensch auf seinen Grundlagen von Zeit und Raum.

Der Mensch als Mittel- und Bindeglied zwischen Geist und Materie, nach der Absicht des Schöpfers beide Gegensätze harmonisch einigend in sich, ruht mit seinem Dasein und Leben auf einem zweiten Dualismus von Zeit und Raum. Auf dieser Basis soll er die zwei unvermeidlichen Gegensätze von Unendlichkeit und Ewigkeit seines Wesens als lichtvolle Zukunft für sich gestalten und erobern.

Alle Zweiheit und Gegensätzlichkeit zur Einheit verbunden ist Werk und Absicht Gottes, alle entzweite Einheit ist Werk der Verschuldung und Sünde, oder Resultat mißbrauchter Freiheit. Wie aber die Entzweiung alles Gottgeeinigten die Sünde, so ist alle mißbrauchte Freiheit die Knechtschaft. Ohne noch von der Sünde berührt oder entzweit zu sein, entsprechen der im Menschen geeinigten Zweiheit ihm von außen entgegentretende andere dualistische Formen z. B. Zeit und Raum, welche abermal zu dualistischen Begriffen sich erweitern, und in dieser Erweiterung sich und was zu ihnen gehört, des Näheren erklären.

So haben wir bei früherer Gelegenheit (Kunst und Wissenschaft, Seite 81) Tag und Nacht in bedeutsamer Weise gewürdigt. Dieser Dualismus ist die tellurische und siderische Welt in ihrer Wechselwirkung, die den Raum bildet, und wir mußten in ihrem gegenseitigen Verhältnisse Analogien vom Glauben und von dem Werke erblicken. Die Zeit bietet uns eine sehr verwandte Analogie in Vergangenheit und Zukunft; denn obgleich der Begriff der Zeit gewöhnlich unter die Begriffe: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sich theilt, so ist die Gegenwart das Flüchtigste und wird gern als das eigentliche Wesen der Zeit oder als Vergänglichkeit dar-

gestellt, an welche an sich richtige, aber nicht alleinige Auffassung außer dem Offenbarungsglauben sich leicht verkehrte und verderbliche Schlüsse und Konsequenzen anhängen. Denn vergänglich an sich ist wohl die Zeit, die wir sammt dem Raume als Lebensgrundlage betrachten müssen, keineswegs aber ihr Zweck und die Art ihrer Benützung. Darum kommt dem Begriff der Vergangenheit in Bezug auf das Menschenleben der Gedanke der Vergänglichkeit nur in sehr bedingtem und beschränktem Sinne zu. Was der Sprachgebrauch gewöhnlich von der Vergangenheit hervorragender Persönlichkeiten in den Worten ausdrückt: „Er hat sich verewigt," oder „der Verewigte" gilt von jedem Menschen und von der Art, wie die Zeit benützt, verbraucht oder mißbraucht wurde. Was in der moralischen Welt aus der Gegenwart in die Vergangenheit tritt, ist der Vergänglichkeit auf ewig entrückt. Darin liegt das didaktische Moment, welches rücksichtlich der Zukunft vor allem beherzigt werden will.

Der Dualismus der physischen und moralischen Welt führt uns zu einem fernern Dualismus der Zeit, als der profanen und heiligen Zeit, der Naturzeit und der göttlichen Zeit, des Werktags und des Festes, des Handwerks und der Kunst. Richtig erfaßt tritt hier überall die Zeit — ohne als solche jemals zu lernen, als Lehrerin auf. Es liegt viel Tiefsinn in dem so gewöhnlichen Ausspruche: „Die Zeit wird es lehren;" auch erklärt sich hier in allein vernünftiger Weise der Begriff des Fortschrittes. Der vereinzelte Gedanke soll sich zur Idee des Ganzen, das Profane zum Heiligen, das Natürliche zum Uebernatürlichen erheben. Die Zeit ist der Acker für die Aussaat unserer Ewigkeit. Hieran dürfte sich die höhere philosophische Seite der Mythe von Saturn als Gott der Saaten knüpfen. Uebrigens kennen wir den durchgreifenden Dualismus, auch Doppelsinn, der mythischen Gestalten, und das Evangelium nennt uns einen zweifachen Säemann und die Doppelsaat von Weizen und Unkraut. Die vergängliche Gegenwart nimmt von der ungewissen Dauer der Zukunft unseres irdischen Zeitdaseins, täglich und stündlich dieselbe vermindernd, Stücke von diesem Acker und überantwortet sie sammt dem Saatkorn unserer freien That der Vergangenheit, so daß diese Vergangenheit am Schluße als ewige unwandelbare Zukunft vor uns stehen wird.

Seit dem Eintritte der Sünde und ihrer Folge, dem Tode sammt allem was zu ihnen gehört, gesellt sich zu den harmonischen und verbundenen so wie verbindenden Zweiheiten von Raum und Zeit, von profanen und heiligen, von natürlichen und göttlichen Raum- und Zeitverhältnissen, ein — das Verbundene trennender, zersetzender, zerreißender Dualismus. Der bauenden und vollendenden Zeit stellt sich eine zerstörende gegenüber. Waren die obigen Zeitverhältnisse alle vermittelnde und verbindende Gegensätze, so steht uns hier ein ewig unversöhnlicher Widersatz zweier Zeitformen vor Augen. Professor Gügler nennt ihn geradezu die satanische Zeit, ein von aller echten Philosophie und Theologie so wie von der Geschichte gerechtfertigter, und außerdem noch von einer der bedeutendsten Mythen des Alterthums versinnlichter Ausspruch. Hierüber einige erklärende Worte:

Alles Leben ist Bewegung, Kreisbewegung. Kein Kreis ist ohne Zentrum; dieß ist das Ruhige, das Feststehende des Bewegten. Gott, der unwandelbare, keinem Wechsel unterworfene, in sich ruhende Urheber aller Dinge ist auch ihr Lebensgrund, um den alles Dasein sich bewegt, die unfreien Naturen in Folge zwingender Gesetze, alle geistigen Potenzen in freier Wahl in Tugendakten und zu belohnendem Verdienst.

Diese transzendente Darstellung findet eine ihr entsprechende sprachliche, auf das Wesen der Zeit überhaupt bezügliche in der Bezeichnung der Zeit im geschlossenen Kreise des Jahres „Annus". Das hievon entlehnte Wort „Annulus", der Ring, kehrt im Diademe der Herrscher, welches ihr Haupt als Krone, Corona, umgibt, kehrt im Kronos, dem Zeitgotte, zu seinen Ausgangspunkten zurück. Die chronischen Krankheiten, Leiden und Uebel, von denen wir heimgesucht werden, geben einen natürlichen Uebergang zu einem andern Namen des Zeitgottes: Saturn. Die außer Zweifel stehende Verwandtschaft dieses Saturn mit Satan, der seine Anhänger in den Schlund seiner eigenen Verworfenheit und Unseeligkeit hinabwürgt, wird durch den Kinderfraß Saturns mythisch kommentirt, wozu noch seine Behausung im Tartarus gehört. Selbst auf eine andere bildliche Gestaltung und Darstellung dieser unheimlichen Macht mit Hörnern, und Ziegenfüßen wirkt der Name herüber: aus Satan und Saturn wird der Satyr, und daß dieß Phantasiegebilde den Alten kein launiges und malerisches Mittelding zwischen Mensch und Thier

gewesen, dafür bürgt die ebenso gestaltete Idee Pan's, des großen Naturgottes, dem zu begegnen Tod und haarsträubendes Entsetzen war, woher der panische Schrecken und die moderne Panik. Jede reingestimmte Seele muß fühlen, daß in der Satyre, wie überhaupt im Witze, etwas Unlauteres, Unschönes liegt. Göthe's Dichtergenius hat dies gefühlt, als er seinen Mephistopheles aus nichts als bissigen, satyrischen und witzelnden Elementen zusammensetzte. Schiller spricht dies Gefühl in einem Bekenntnisse aus: „Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen u. s. w." Dieser Satz gibt Zeugniß, daß er die ewige Schönheit, die in Gott ist, geahnt hat.

Der Gedanke an den Fürsten dieser Welt — wie Christus den Widersacher nennt — wird uns durch Kronos und Krone als der eines Zeitkönigs, dessen Reich sich mit der gegenwärtigen Weltzeit abschließt, und mit ihrem Ende auch seinen Einfluß und sein Regiment zum Schluße bringt, nahe gelegt. Immerhin gemahnt der strahlende, goldene Hauptschmuck der Erdenkönige mit der einen Seite seiner Bedeutung an jene freche Usurpation einer unverdienten Herrlichkeit, durch die Luzifer mit seinen Schaaren zum Engel der Finsterniß ward. Die Zinken der Krone mögen Andeutungen von Strahlen sein, die von seinem Haupte, dem Zentrum angemaßter Macht, ausgehen, und wie feindliche Lanzenspitzen nach der Höhe zielen, aus welcher er herabgestürzt.

Diesem Weltfürsten gegenüber aber steht in der Mitte der Zeit und Geschichte ein Anderer, glänzend ist seine Krone nicht, ihre Zacken trotzen nicht empor, sie bohren sich in das Haupt, das sie trägt, und durch die Blutbäche, die sich von dort herab in den Mund der Wahrheit ergießen, ruft das ewige Wort über alle Räume und Zeiten hin, „Ja ich bin ein König." Er ist der Vater der heiligen, der trostreichen Zeit, von dem der Lichtbote verkündet: „Er wird groß sein und Sohn des Höchsten genannt werden ꝛc. Er wird König sein über das Haus Jakobs (der Gläubigen) in Ewigkeit; und seines Königreiches wird kein Ende sein."

Nur noch einen flüchtigen Blick auf eine arabische Sage, ehe wir zur heiligen Zeit übergehen, sie lautet: „Da Scheitan (Satan) der Schöpfung des Menschen zusah, wollte er es dem Ewigen nachthun, was er aber hervorbrachte war kein Mensch, sondern ein Affe." Hätte diese geistreiche Fabel, und die geist- und gottlose, unter dem Namen des Darwin'schen Systems wieder aufgewärmte Fabel

vom Menschen als Culturaffen recht, so wäre dieser so entstandene Mensch denn doch eine Kreatur des Satans; daß aber der, welcher gegen Gott und sein Gesetz Gottgleichheit erstrebte und dadurch zum Scheusal sich verzerrte, nun seinen dämonischen Neid auf das Gottesebenbild werfend und zu dessen Verunstaltung beitragend, auch seinen großen Antheil am Affenmenschen haben mag, wird Niemand läugnen, der die Unmöglichkeit fühlt, mit der Annahme solchen Menschenursprungs ein Bürger des Himmels werden zu können. Zu bedauern ist es — und dennoch wahr, daß sich der Darstellung solchen Greuels immer ein Beischmack des Lächerlichen gesellt. Der Grund hiefür dürfte nach dem Obengesagten bei der Satyre zu suchen sein.

Kronos, und die chronischen Uebel der Menschheit, und auch die Kronen sind geblieben, aber, seit der saturnischen Zeit mit ihrem zerstörenden Gifthauche die christliche Zeit, das Jahr der Erlösung mit seinem belebenden Odem gegenüber getreten, tragen sie das Zeichen des Menschensohnes, das Siegeszeichen über den Zeit- und Weltfürsten, das Symbol der tiefsten Erniedrigung Gottes, die er zu unserer Erhöhung auf sich genommen, als höchste Zierde auf ihrer Spitze und erinnern die Völker und den Kronenträger, worin er und sie sich rühmen sollen, nämlich im Kreuze unseres Herrn, wie der Apostel lehrt.

Harmonisch — sofern dieses in dieser Zeitwelt geschehen kann, bildet die christliche Zeit den Menschen, das aus Natur und Geist verbundene Wesen nach. Das Naturjahr und das Kirchenjahr verhalten sich zu einander wie Leib und Seele, die Trennung beider in Geist und Natur heißt und ist — Tod, ihr richtiges, geordnetes Zusammensein ist Leben. Dieses richtige Zusammenleben beider vorausgesetzt, können wir eine nähere Bestimmung der Begriffe von Kunst und Handwerk unternehmen.

Aus zwei Quellen nährt sich das Doppelleben des Menschen, sie heißen „Gott und Natur" oder Gott und sein Werk, dessen höchster Ausdruck der Mensch selbst, der Mikrokosmus, die Welt im Kleinen ist. Die Welt purer Geister auf ihrer höheren Rangstufe fällt unter einen andern Gesichtspunkt, und doch bestand ihre Freiheitsprobe in der Anerkennung und Anbetung der Menschwerdung. Dies vorausgeschickt kann die Naturbasis unsers irdischen Lebens als die Region des Handwerkes bezeichnet werden. Was von diesem Grunde aus, als Geistesblüthe und Frucht zum Licht-

leben Gottes sich empor ringt, heißt Tugend und Kunst, und was aus der Höhe kommend als himmlischer Thau dies Doppelleben schützt, nährt und erhält, ist Religion.

Die Natur bietet dem Menschen für seine Bedürfnisse die Stoffe, aber nicht die Sache. Daß Gott dem Menschen versagte, was er den niederen Schöpfungen z. B. der Thierwelt gewährt, deutet unverkennbar auf des Menschen Fall, und daß seine dermaligen Bedürfnisse nicht seine ursprünglichen und anerschaffenen sind. Auch das Handwerk, wie Kunst und Wissenschaft ist eine Folge der Sünde. Gott, der den Vogel und das Gewild kleidet und nährt, und ihm Wohnung gibt, hat für den Menschen keine Kleider und keine Häuser erschaffen, aber das Material zu allem diesem hat er ihm gegeben, und dessen Verwendung seitens des Menschen zu seinem Zwecke ist das Handwerk. Das Handwerk bildet die Natur um, zur Nothdurft und Bequemlichkeit des Lebens. Das träge Metall muß von seinen Schlacken geschieden in tausend Formen mit Hülfe des Feuers, unter der Wucht des Hammers zu praktischen Formen sich fügen, das Thierfell muß unsern Fuß, die Wolle der Pflanze und der Heerde unsern Leib bekleiden, der Wald, dessen Schatten im Sommer uns kühlt, muß als Brennholz uns erwärmen im Winter, in unsern Wohnungen stehn seine gewaltigen Stämme zu bequemen und zierlichen Möbelstücken umgewandelt u. s. w. u. s. w. Das alles thut und leistet das Handwerk. Nun sei hier beispielsweise nur flüchtig daran erinnert, wie dieselben Dinge, rücksichtlich ihrer Natursubstanz und Stofflichkeit nach dem industriellen Ausdruck Rohstoffe genannt, auf der Stelle sich in Gewande der Idee kleiden, sobald die Kunst sich ihrer bemächtigt, und ihren Rohstoff — aber in ganz anderer Weise, als das Handwerk es thut — für den Menschen verwerthet. Oder wie würde dir, lieber Leser, ein Mensch vorkommen, der — wo ihm die Kunst den friedlich durch die Flur gehenden Pflug, oder das eiserne Waffenspiel des Krieges, die auf sommerlicher Trift weidende Heerde, oder die ahnungsreiche ernste Feierlichkeit des Waldes vorführt, an nichts als den Schmelzofen und Hammer, an die Wollspinnerei, oder an Brennholz und Schubladkasten denken würde.

Wo das Leben richtig erkannt wird — und dies ist nur im Christenthume der Fall — da dient Jeder der Idee, dem Zwecke

gegeben ist. Hieran mag im Vorbeigehn die Bemerkung sich knüpfen, wie arm und kümmerlich die Kunst, wo sie sich mit bloßer Nachahmung der Natur befaßt, erscheint und erscheinen muß, und wie sie auf der Stelle hinter dem zurückbleibt, mit welchem, durch und über welches sie sich zu erheben die Aufgabe hat.

In Absicht auf die Natur kann man bei den Menschen einer dreifachen Anschauung begegnen, ohne daß eine derselben an sich absolut böse und verwerflich erscheint, sobald die Natur nur vor Allem als Schöpfung des überweltlichen Gottes erkannt wird. Die eine dieser Anschauungen kömmt meist bei trockenen und prosaischen Leuten vor. Solche interessiren sich nur für das Nützliche im gewöhnlichsten Sinne. Wir wollen diese Anschauung die handwerksmäßige nennen. Einer andern Auffassung ist die Natur eine beständige Aufforderung, sie im Einzelnen oder im Ganzen zu erforschen, diese möchte die wissenschaftliche genannt werden. Einer dritten drängen sich aus der Natur fortwährend tiefere Beziehungen, Analogien geistiger Begriffe und Zustände entgegen, das Nützliche und das Wissenschaftliche erhalten ihren Werth, wenn nicht ausschließlich doch vorzüglich nach Maßgabe ihres Verhältnisses zum Schönen und Bedeutsamen, und dies wird die künstlerische Anschauung und Richtung sein.

Unter obigen Voraussetzungen die Berechtigung aller drei Anschauungen anerkennend, finden wir hinsichtlich ihrer Klassifikation uns zu dem Ausspruche Schiller's hingezogen, dessen ersten Satz wir oben angezogen haben. Der ganze Gedanke lautet:

„Im Fleiß kann Dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm Dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilest Du mit vorgezogenen Geistern,
Die Kunst, o Mensch! hast Du allein."

Wenn im ersten Satze die materielle Lebensseite, im zweiten die unmaterielle, rein geistige bezeichnet wird, so erscheint im dritten die Verbindung beider oder das zusammengesetzte Wesen, der Mensch eben recht in dieser seiner Eigenschaft als dualistische Schöpfung, welche beide, sonst einander ewig fern liegenden Schöpfungsreihen von Geist und Materie in sich eint, oder dieselben einander vermittelt.

Stellt nun in der bloßen Materie das rein Zeitliche — im rein Geistigen das bloß Ewige sich dar, und fassen wir auf dieser

Unterlage den Gedanken der Verschuldung, welcher das verbindende Wesen, der Mensch, verfallen ist, in's Auge, so muß sich uns die nicht zu läugnende Erscheinung, daß die Kunst aller Völker und Zeiten religiöser Natur ist, auch erklären. Denn hat die geistige Sünde des Menschen auch seine Natur entweiht, so muß seine Rettung und Wiederherstellung eine doppelte nach Geist und Natur sein, um die Kluft zwischen diesen Beiden wieder auszufüllen. War aber die Sünde vor allem der Abfall von Gott, und die Zerklüftung seines Wesens blos eine Folge desselben, so kann seine Rettung weder von der Natur, denn der Mensch ist ihr höchster Gipfel, noch vom bloßen Geiste, denn dieser hat eben gesündigt, sondern sie muß von Gott ausgehen, und nach Natur und Geist in die Menschheit eingehen.

Die mittlere Persönlichkeit der Trinität, die als Mittler zwischen den göttlichen Gedanken und seine Realwerdung als das schöpferische Wort getreten, durch das alle Dinge gemacht sind, tritt durch die Menschwerdung abermals als Mittler zwischen Gott und die gefallene Kreatur, und wird, indem er als Gottmensch Natur und Geist versöhnt, durch die Versöhnung beider mit Gott zum Welterlöser.

Wie nun er in Allem — die Sünde ausgenommen — uns gleich geworden, so sind auch für ihn Raum und Zeit die Basis seines Rettungswerkes. Er bewohnt eine Zeit lang den fluchbeladenen Raum und streut die Segenssaat seines Lebens in den Acker der irdischen Zeit. Durch ihn auf der, der Sünde wegen verfluchten Erde, gibt es nun heiligen Raum und heilige Zeiten neben der satanischen Zeit, und heilige Saat sproßt neben dem Unkraut.

Wie es aber keinen unschädlichen Indifferentismus gibt, so gibt es auch fortan keinen gleichgültigen Raum und keine indifferente Zeit, und in beide, den Raum und die Zeit, theilt sich der Dualismus des Guten und des Bösen. An den Uebergängen vom einen zum andern gibt es ein „Mehr oder Minder", nirgends aber ein gleichgültiges Moment.

Wir beabsichtigen hier nicht, den Leser in die Herrlichkeit der heiligen Zeit, in den kirchlichen Festcyklus näher einzuführen. Nur in die erste Hälfte des ersten Fest- oder Weihnachtskreises müssen wir etwas tiefer blicken. Advent (Ankunft) ist ihr Name.

des Lebens, anders das Handwerk, anders die Kunst, in verschiedener aber nicht widerstrebender Weise.

Hier nun gänzlich absehend von der satanischen Zeit, reden wir blos vom Dualismus der Naturzeit und der heiligen Zeit. Von der Verschiedenheit der Behandlung naturstofflicher Dinge seitens des Handwerks und der Kunst haben wir eben geredet, auf einem und demselben Gebiete sind wir hier schon einer doppelten, nämlich einer handwerksmäßigen wie einer künstlerischen Anschauung und Behandlung begegnet, wovon die eine beim Stoffe stehn bleibt, ihn gewerblich für die nächsten praktischen Lebenszwecke benützt, die andere aber den in ihr liegenden höheren Gedanken, meist auf dem dämmernden Wege einer zwar noch dunklen aber in sich wahren Empfindung sucht.

Unsere Erde bietet dem Menschen jene praktische und diese ahnungsreiche Seite, und sie darf wohl vorzüglich als die räumliche bezeichnet werden, obgleich sie den Zeitbegriff nichts weniger als ausschließt, denn Raum und Zeit sind in Naturgeschichte und Weltgeschichte nicht zu trennen, sondern nur eine Jede an ihren Ort zu stellen. Heilige Orte und heilige Zeiten bilden den Rythmus des Lebens und erheben es in das Land des Schönen, jenes Schönen, welches den steilen Weg mit seiner himmlischen Anmuth umgibt, der durch die enge Pforte in unsere ewige Heimath, ins unvergängliche Reich der Wahrheit führt.

Mit priesterlicher und deßhalb auch mit künstlerischer Weihe bethaut und besprengt die heilige Zeit unsern Erdenwandel, die sternenreiche Nacht des Glaubenlebens, wo wir der Stimme des Hüters lauschen, der uns die Stunden ansagt, bis der Tag anbricht und die Schatten sich neigen. Da wird freilich das Handwerk zur Kunst, weil die Arbeit zur Tugend und die Kunst zum Gottesdienste wird, nichts geht abwärts, alles steigt aufwärts, nur Gott allein kommt herab, um uns abzuholen zur Höhe, zum Lichte, zum Schauen, zu ihm.

Das Christenthum hat das Menschenleben, indem es ihm seine wahre Realität offenbart, zu seinem Ideale erhoben. Es belehrt uns, daß der Zweck des Lebens jenseits unsers irdischen Daseins liegt, und bezeichnet und gibt uns die Mittel an die Hand, dies Dasein jenem Zwecke dienstbar zu machen. Die größte und umfassendste Definition des Kunstbegriffes, welcher, wie schon früher

bemerkt wurde, keineswegs in dem, was wir unter den Künsten verstehen, abgeschlossen ist, und auf Darstellung des Uebersinnlichen durch sinnliche Mittel lautet, vereinigt endlich den wahren und rechten Gebrauch jener Mittel unter dem allgemeinen Kunstnamen, und ist zugleich das Wort, welches, recht verstanden, das ganze Universum umfaßt.

Die Begriffe von Handwerk und Kunst nach der eben angedeuteten Allgemeinheit begründen keineswegs eine ihnen innewohnende zweifache Lebensanschauung. Rücksichtlich dieser kann der Handwerker an dem großen Kunstmomente, das als höhere Signatur der Dinge über das All ausgegossen ist, theilnehmen, wenn auch seine Beschäftigung ihn an einen beschränkten Kreis praktischer Thätigkeit anweist, und die beim Künstler unabweisbare Forderung auf entschiedenem Talente sich erbauender rastloser Weiterbildung in der Fähigkeit, die von außen und oben angeregte innere Welt, durch Werke zu offenbaren, an ihn auch nicht im entferntesten gestellt wird. Wollte man das Handwerk als abstrakten Begriff fassen, so gäbe der Ausspruch des Dichters:

„Im Fleiß kann dich die Biene meistern.
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,"

die beste Definition desselben, als Fleiß und Geschicklichkeit, und beide noch zurückbleibend hinter instinktiven Fähigkeiten niederer Naturwesen. Allein im konkreten Menschen, in dem so viele oft nur spärlich, zu oft gar nicht zur Entfaltung gelangende Fähigkeiten neben einanderliegen, muß alle Abstraktion immer mit großer Reserve geschehen. So richtig Schillers Ausspruch an sich ist, so ist doch das Handwerk selbst keineswegs bloß Nachahmung jener thierischen Lehrmeister. Ihnen, die mit Nothwendigkeit die in sie gelegten Instinkte als ihr unfreies Lebensprinzip ausgestalten, kommen die Prädikate von Fleiß und Geschicklichkeit, welche am Menschen moralische Errungenschaften sind, keineswegs zu; aber dem Menschen, als dem Bürger einer höheren Welt, ist nichts Derartiges angeboren, die geringsten Fertigkeiten muß er durch Lernen sich aneignen, und es ist ein gewaltiger, seiner Wesenheit aufgeprägter Zug, daß er von dieser Seite hülfloser als fast alle untergeordneten Naturen in der Welt steht; wozu schon seine jahrelange, unmündige Kindheit gehört, in welcher er hinsichtlich seiner Erhaltung und Fortentwicklung der opferfreudigen Liebe seiner Eltern anheim-

Mit der letzten Ankunft des Herrn zum Gerichte, des Herrn, der mit seiner ersten Ankunft in's Fleisch sein Licht und sein Leben über Zeit und Raum ausgegossen, mit der Verkündigung dieser seiner letzten Ankunft aus seinem Munde schließt und beginnt die Kirche ihr Jahr, ehe sie die geschichtliche Erinnerung seiner ersten Ankunft in der Weihnacht unserem Seelenleben zuführt.

Die Menschengeschichte, die ihrer allgemeinsten Gestaltung nach auf dem Sündenfalle beruht, hat einen zweifachen Advent. Der erste reicht von dem Falle und der nach demselben erfolgten Verheißung vom Weibessamen bis zur Erfüllung der Verheißung durch den aus der Jungfrau gebornen Erlöser. Es ist dies die Erwartungszeit der alten Welt, welche mit der Ankunft und der gesammten messianischen Wirksamkeit des Völkerheilands schließt. Die erste Hälfte der Geschichte ist die Zeit des alten Bundes. Die Zeit von der Ankunft des Messias zur Erlösung bis zu seiner Ankunft zum Gerichte ist die zweite Form des Adventes, der neue Bund, die christliche Zeit. Sie dauert mit allen ihren Schicksalen bis an's Ende der Erdenzeit. Christus in der Mitte — oder am Mittag des weltgeschichtlichen Tages persönlich auf Erden weilend, ist das Licht der Geschichte nach rückwärts und nach vorwärts. Wir, die wir der zweiten Form des Adventes angehören, haben für die Aufnahme Jesu des Erlösers in unser Herz und ganzes Wesen aus allen Kräften Sorge zu tragen, damit seine erste Ankunft in's Fleisch uns nicht unnütz, seine zweite Ankunft zum Gerichte uns nicht schrecklich und ewig verderblich sei.

Die Stürme des Weltreiches, welche das Schifflein der Kirche auf seiner Fahrt durch die Jahrhunderte nie zur Ruhe kommen lassen, und dafür sorgen, daß der Name der Kirche als der streitenden hienieden nie sich in den der triumphirenden umändere, haben in unsern Tagen an intensiver Finsterniß dermaßen zugenommen, daß in ihrer moralischen Wolkennacht nichts mehr als die dunklen, allmälig Gestalt gewinnenden Umrisse jenes Sohnes des Verderbens erkennbar erscheinen, den wir den Antichrist nennen. Eine Feder, welche „über Kunst" schreibt, wünscht z. B. das von der Wissenschaft und von der Gerechtigkeit verdammte Christenthum in's Kehricht. Diese Leute mögen sich das Christenthum als ein philosophisches Sistem denken, das, weil es noch nicht

im Stande war, auf Erden ein Türkenparadies zu gründen, sich überlebt und sein Alter mit dem Beweise der Unfähigkeit seine Versprechungen zu halten geschändet, das die Zeiten der Dummheit und des Aberglaubens nicht vorgefunden, sondern gemacht hat, und dessen wir uns jetzt, „da wir es so herrlich weit gebracht," abthun müssen. — So wünscht es jene Wissenschaft.

Gewiß! ohne jene Wissenschaft des Bösen, welche der Böse neben jene des Guten in den Menschengeist zu pflanzen verstand, hätte nie das Messer eines Menschen im Kadaver eines andern Menschen gewühlt, und wir wüßten nicht einmal wie der Mensch inwendig aussieht; wo wäre der Geist, den wir begreifen könnten, wenn es nicht der unsrige wäre, der zugleich der Zeitgeist (Zeitgott Saturn) ist.

Vielleicht hielten wir heute noch — hätte jene Wissenschaft uns nicht belehrt, daß die Welt und wir eine Maschine und ein chemisches Laboratorium seien, uns und die Welt für eine Gottesdichtung, für ein Kunstwerk eines persönlichen, göttlichen Künstlers; glaubten noch ihn wandeln zu sehen im Rauschen der Lüfte, der Wälder und des Meeres, den Saum seines Kleides zu seh'n auf der Blumentrift und in den Gefilden der Sterne. — Das Alles — Dank uns und dem Zeitgott — ist nun vorbei. Sonst gab es Tröpfe wie den Faust. Er hatte unendlich viel gelernt und beschloß seinen Kursus mit dem Bekenntnisse, — daß wir nichts wissen können, wir brauchen nur das Christenthum wegzuwerfen, und siehe, wir wissen Alles. — Doch nein, das nicht, aber wenigstens ist das Hemmniß aus dem Wege geräumt und dem Fortschritt eine Gasse eröffnet. Der Aberglaube vermaß sich uns zu sagen, wer wir sind, und was die Natur. Aber jenen Antworten auf unsere Fragen lauschen wir nicht mehr, an jene Thüren klopfen wir nicht mehr. Wir wollen nur, was wir uns selbst verdanken, dies sind der freien Forschung freie Resultate.

Die divergirenden Anschauungen aller Völker und Zeiten, nirgends Resultate bloß menschlicher Forschungen, die im Laufe der Jahrhunderte zwar verdunkelten aber nimmer vernichteten Traditionen der Urwelt über Gott, Mensch und Natur kulminiren alle in dem Begriffe der Religion, deren Einheit, wie die ursprüngliche Einheit der Sprache aus dem tausendfach sich verschlingenden Labyrinthe der Mythen unverkennbar hervorblickt.

Tiefes Gefühl namenlosen Unglücks in Folge einer anfänglichen Verschuldung, Nothwendigkeit einer Versöhnung, einzige Möglichkeit einer solchen durch blutiges substitutives Opfer, und die Hoffnung auf einen Retter, den die unter dualistischem Einflusse stehende Mythe oft antizipirt, der aber im Offenbarungsvolke mit Porträtähnlichkeit vor seinem Eintritte in die Geschichte durch die Propheten beschrieben wird, und der als Fundament der Möglichkeit unseres Bestandes als Geschlecht in Sitte und Sprache, was ihn und seinen Eintritt in die Welt und seine Aufgabe in ihr betrifft, unabweisbare Monumente hat! Wir erinnern hier nur im Vorbeigeh'n, absehend vom indischen Putra und dem lateinischen Puer und Purificatio an die Obliegenheit des Sohnes die Schulden des Vaters zu zahlen und sein Andenken von seinen Flecken zu reinigen, welcher Gedanke durch das ganze Alterthum geht, an unser deutsches Wort „Sohn", „Suhn", von welchem der Begriff der Sühne, der Versöhnung durch den Sohn abgeleitet ist.

Der Erlöser nennt sich mit Vorliebe und so oft den „Menschensohn" und die Theologie nennt ihn, der die Schuld des ersten Menschen dadurch, daß er sie auf sich nahm, zugleich büßte und tilgte, den „zweiten", den „neuen Adam".

Hier steht nun ein vollendetes Bild vom Menschen, durch die Offenbarung, durch die Traditionen unseres ganzen Geschlechtes, und — wenn wir dem Offenbarungsglauben angehören — durch alle Wahrnehmungen unseres Seelenlebens bestätigt, vor uns. Von diesem Menschen wendet sich der Unglaube, er wendet sich ab von sich selbst, und verwirft, was er dennoch ewig bleibt, er verneint seine Wahrheit, um die Idee von sich selbst mit Hinwegwendung von der Wahrheit nach vollzogener Lüge aus sich selbst heraus zu gestalten.

So von der Wahrheit abgewendet, die er erreichen konnte, erreichen mußte, wenn er Wahrheit ernstlich wollte, sucht er nun die Bestätigung der Lüge und ihre Erhebung zum Wahrheitsbegriffe bei sich und den Dingen außer uns, zu denen er, durch den Mißbrauch seiner Freiheit, sich in ein falsches Verhältniß gestellt hat. —

Wenn er philosophirt, so sucht er Wahrheit außer der Wahrheit, in ethischer Beziehung macht er sich zu seinem eigenen Ge-

setzgeber, vor den großartigsten Zügen der Geschichte ergreift er die Flucht. Der Schöpfung, der Natur naht er sich ohne den Schöpfer, bald sie zu einer Art von Größe erweiternd, die ihr nicht zukömmt, und vor welcher er wie ein nichtiger Wurm zusammenkrümmt, bald prahlerisch als ihren Sieger und Bändiger aus eigener Kraft sich fühlend, immer aber an dem Gedanken vorbeigehend, den der Naturantheil, der Mikrokosmus, den wir unsern Leib nennen, ihm täglich vor die Seele zu führen im Stande ist, daß nämlich die Natur von diesem Punkte aus betrachtet nichts anderes ist, als willenloser Diener unserer moralischen Freiheit gleich dem Echo, das dem Menschen eine in die Natur hineingerufene Lästerung eben so, wie ein Tedeum zurückgibt.

Der Glaube ist ein unabweisbares Weltgesetz. Was wir den Unglauben nennen, ist nur der Glaube an die Lüge, die Abkehr von den durch die Offenbarung gegebenen Gegenständen des Glaubens. Es gibt nur ein Wort, das Eins ist mit dem Begriffe, das alle Dinge mit ihrem wahren Namen nennt. Es ist das ewige, in der Zeit Mensch gewordene Wort, durch das eben diese Dinge erschaffen sind. Ist der Glaube an dies Wort verloren, dann treten Worte an die Stelle der Begriffe, als eben so viele Masken und Larven, hinter denen sich ihr Widersatz versteckt. — Kunst und Handwerk! Was sind sie, wenn uns der Begriff dessen, der beide übt, verdunkelt oder ganz entzogen ist? Was ist die Hand, wenn ich nicht mehr weiß, was der ganze Mensch ist? Was ist das Werk seiner Hand, wenn es keinen Maßstab mehr gibt für sein Wirken?

Der Mensch vereinigt in seinem Wesen die beiden am weitesten auseinanderliegenden Ordnungen von Geist und Materie. Wer im Lichte der Offenbarung Gott und die Schöpfung ahnt, wird eine blos betende Rangordnung von Geschöpfen (die Geister), so wie eine blos arbeitende (die Materie) sich denken können, so wie, daß dort das Gebet die Arbeit der Geister und hier die Arbeit das Gebet blos materieller Wesen sein kann. In der aus Geist und Materie zusammengesetzten Ordnung aber, welche der Mensch ist, lautet das Gesetz: Bete und arbeite.

Der Materialismus, der den Menschen sich selbst entfremdet, vernichtet den Kunstbegriff ganz und gar, indem es für ihn kein Uebersinnliches mehr darzustellen gibt, er schändet das Handwerk,

indem er seinen Anschluß an die übersinnliche Welt — da er diese ihm entzieht — unmöglich macht. Arbeit ohne Gebet steht tief unter der Biene und der Ameise, die nach dem Willen ihres Schöpfers thätig sind, und in dieser tiefen Stellung greift sie zerstörend in die höchsten Daseinsformen hinüber, sie ist Empörung gegen den, der die Biene und die Ameise schuf.

Auf der Grundlage eines Gottesgedankens, der das Wesen des Menschen sammt seinen Kräften, Fähigkeiten, Dispositionen und Trieben bildet, soll der Mensch sich weiter fortbilden und erbauen an der Hand Gottes, bis er die Höhe eines zweiten Gottesgedankens, den Zweck seiner Erschaffung, seine Beseeligung erreicht. Nach göttlicher Absicht soll das Leben eines jeden Menschen den Kunstgedanken in seiner weitesten und allgemeinsten Form ausprägen, und eine Darstellung des Uebersinnlichen durch sinnliche Mittel werden.

Jedes Ideal ist zugleich ein lichter oder dunkler geschautes, geahntes oder klar erkanntes Original, das wir nachzubilden streben. Die sich so verwandten Darstellungsmittel Tugend und Kunst sind anderwärts in diesen Blättern schon besprochen. Schiller hatte wohl kaum eine Ahnung von der Tiefe und dem Umfange seines Ausspruches: „Die Kunst, o Mensch hast Du allein." Es ist nicht einmal gewagt zu sagen: die Menschheit ist ein Geschlecht von Künstlern, weil ihr allein die Verbindung zweier Welten eignet, weil der besiegte Tod die volle und ganze Restitution ihrer selbst gewährleistet und die Offenbarung ihrer jenseitigen Zukunft ihr nicht nur einen neuen Himmel, sondern auch eine neue Erde in Aussicht stellt.

Wer eine große und allgemeine im Leben der Menschheit sich offenbarende Idee (und die Kunst ist doch wohl eine solche) mit Erfolg besprechen will, muß ihre Gränzen ebensowenig willkürlich verengen, als in ungerechtfertigter Ueberschwänglichkeit über die Gebühr erweitern. Bei näherer Würdigung des bereits Gesagten, so wie des noch zu Sagenden wird man uns den Vorwurf weder des Einen noch des Andern machen können.

Die Analogie von Kunst und Tugend wird nur für den schwer zu finden sein, der eben die Gränzen der ersteren dadurch zu sehr verengte, daß er sich die Idee zu ausschließlich an die Lebensäußerungen, welche wir vor allem Kunst und Künste nennen,

gebannt dachte und jeden Flug aus dieser Umrahmung heraus auch als eine Entfernung von ihrer Grundlage ansah.

Der Maler, welcher auf der hier unabweisbaren Grundlage des Glaubens ein Bild des Erlösers darstellt, und, das Gelungensein seines Werkes vorausgesetzt, zwischem seinem Werke, und der gleichen Darstellung des Erlöserideals durch das Tugendleben eines Heiligen keine Analogie finden kann, gibt nur Zeugniß, daß er seine Ideale nicht bei ihnen selber, sondern nur bei einem von ihnen sehr kümmerlich abstrahirten Formalismus sucht.

Die alten vorchristlichen Zeiten, von ihrer Kunstseite, und inwiefern sie in ihren äußern Lebensäußerungen Darstellungen des Uebersinnlichen sind, betrachtet, bieten in ihrem Dualismus von Juden- und Heidenthum im ersteren die Ahnung und Erwartung künftiger Versinnlichung, Vermenschlichung des unsichtbaren Göttlichen; im Heidenthume, trotz des Gefühles der Nothwendigkeit eines Haltes nach Oben, ein allmähliges immer tieferes Versinken in eine unter der sinnlichen Welt liegende Außersinnlichkeit.

Während über dem Bundesvolke die Verheißung im Tempelkulte und der Prophetie wie eine heilige Nachtlampe brennt, beschreibt eben der Prophet die Lage der Heiden: „Dunkelheit bedecket die Völker, und Finsterniß die Nationen.“ Schwer wie ein ängstlicher Traum lastet die saturnische Zeit über diesen Geschlechtern. Aber in der Fülle der Zeit bricht durch den Urwald ihrer Theogonien und Kosmologien die himmlische Theologie und Christologie, ein süßer Morgenstrahl neuen Lebens. Mit hoffnungsgrünem Moose bedeckt sich die schwarze Zauberrune seiner alten Stämme, glänzend bethaut vom lebenswarmen Hauche des ewigen Wortes, das nun als Mensch in die Menschheit eingegangen.

So ist nun der zerstörenden Zeit die vollendende Zeit gegenüber getreten. Alle Zeitbedingungen und Thätigkeiten haben in einem ewigen Ziele ihr Ideal erhalten, keine von ihnen soll in der Zeit mehr untergehen, ihrem Zahne erliegen, nicht Tod und Vergänglichkeit, sondern Verklärung und Vollendung ist die Signatur der christlichen Zeit. Im Wechsel der Erscheinung und des Lebens gibt es für uns etwas bleibendes, etwas festes. Das christliche Fest und seine cyclische Wiederkehr webt diesen goldenen Faden, als unwandelbares Endziel unserem Erdenwandel ein.

Nur wenn die Zeit erfüllt ist von Gott und ewigen Dingen, wird der satanischen Zeit der Boden verkümmert und entzogen. In dieser idealen Höhe geeinigt, finden alle Verschiedenheiten menschlichen Lebensberufes ihre schöne Einigung unter sich selber. Die göttliche Anordnung des Fest- oder Feiertages ist die feste und regelmäßige Rückkehr zum Bewußtsein unsers allgemeinen Menschenberufes aus der Zerstreuung, Besonderheit und Verschiedenheit der Stände und des Alltagslebens. Es ist das Künstlerische, das, Allen gemeinsam, aus dem ruhigen Grunde didaktischer Erkenntniß die beseeligenden Wahrheiten unsers Heils und seiner Geschichte unter uns Menschen zu lyrischer Erfrischung und Begeisterung weckt. Es ist ein wundervolles Moment im diesseitigen Leben. Der Sabath, die Ruhe des Herrn nach vollendeter Schöpfung ist der erste Festtag und das Gottesgebot der Mit- und Nachfeier dieses Ruhetages involvirt die Voraussetzung, auch gewirkt und gearbeitet zu haben im Sinne des Ewigen.

In welch' göttlicher Höhe begegnen wir hier den Begriffen von Arbeit und Ruhe. Unser schönes, in unsern Tagen von Tausenden kaum mehr geahntes Wort, worunter bei gänzlichem Verkennen seiner Bedeutung nur das Aufhören der Arbeit verstanden wird, unser schönes Wort „Feierabend", welche Tiefe in ihm! Ist es nicht wie der Spiegel eines stillen Bergsee's, in dem die Glorie des Abendhimmels ruht. Der Lärm des Alltagslebens, die unvermeidliche Prosa der Arbeit hat einer feierlichen Stimmung Platz gemacht, denn vorbildlich geht unser Leben ein zu einer Ruhe in Gott.

Und vollends vor den großen Festen des Jahres! Da breitet himmlische Poesie ihre glänzenden Flügel über Stadt, Dorf und Land. Wochen vorher schon steht die kommende Feier wie eine seelige Vision in dem Gemüthsleben der Menschen. Man spricht vom Feste, man zählt die Tage. Endlich erscheinen die Letzten. Ein fröhliches Treiben all' umher, dem man es ansieht, daß es hier etwas anders gilt, als Alltagssorge, als Noth und Erwerb. Es wird abgestäubt, gefegt und gescheuert und gewaschen in allen Häusern, vor allen Thüren, die Werkstätte wird aufgeräumt, die Geräthe beiseite gestellt. Nun verglimmt der letzte Sonnenstrahl. Als würden von unsichtbaren Tempeldienern die Festlampen in der ungeheuren Himmelskuppel angezündet, treten die geheimnißvollen

Sterne aus nächtlichen Himmelstiefen heraus und die Kirche spricht mit ehernem Munde zu ihren Kindern, die Glocken läuten den Feierabend ein. Aus der Werkstatt, das Schurzfell ablegend, tritt der Meister in die Familienstube, ein besseres Mahl, ein gutes Buch, ein Rosenkranz, ein frommes Lied vor einem frommen Bilde. Von keinem profanen Laute unterbrochen über die Dächer hin, wiegt sich hoch von der Gallerie des Thurmes der feierliche Choral mit seinen Posaunen und Flötentönen in den Lüften: „In süßen Freuden geht die Zeit," das ist die Zeit, die Erlösende, die Vollendende, endlich athmet sie aus und verhallt mit dem Chorale wie in einer seligen Ewigkeit in der ruhigen Festnacht.

Andere Gesetze der Nothwendigkeit und Nützlichkeit erheben sich auf dem Grunde der Wahrheit, als auf dem Boden der Lüge und des Truges. Nicht wie ein phantastischer Aufputz in sich unschöner und gemeiner Wirklichkeit, wird hier eine diesen Gesetzen fremde, ja widersprechende Schönheit herbeigeschleppt. Im Reiche der Wahrheit ist die Schönheit eine Blüthe der Nothwendigkeit, weil wir von der Wahrheit allein erfahren, was nothwendig ist, und dies ist nur das Eine — „Unum est neccessarium." Der dies gesagt hat, ist das Nothwendige, die Wahrheit, und die Schönheit in einer Person. Darum lungert der alte Saturn, wenn er durch seine Satelliten wieder einmal recht zum Worte kommt, immer um die christliche Feier der Zeit herum: „Abschaffung der Feiertage, im Interesse der Arbeit und des Wohlstandes." Diese Arbeit und dieser Wohlstand aber verhalten sich zu beiden, nach christlicher Anschauung wie Licht und Finsterniß. Ihre Namen sind gleich, ihre Wesenheit ewig unversöhnlich.

Die niederen Nothwendigkeiten der Existenz sind die Sphäre des Handwerkes, aber die Existenz erhebt sich zum Leben, die Sphäre des Lebens ist die Idee, welche in der höheren Nothwendigkeit des Heiles gründet, dies ist die Sphäre der Kunst. Das Handwerk, indem es untergeordnete Bedürfnisse befriedigt, erhebt diese, im Vergleiche zu anderen niederen Naturwesen, welche, wie schon oben berührt, diesen Bedürfnissen nicht unterliegen, in die höhere Menschenregion, und ist die erste Anbahnung eines vergeistigten Daseins. Die Kunst ist eine Verleiblichung, Sichtbarmachung, Darstellung geistiger Dinge, ein Herabsteigen ewiger Ideale, daher

ihr Grund und ihre Verwandtschaft mit der Menschwerdung, dem Inbegriffe aller Religion.

Der allen fühlenden und denkenden Wesen angeschaffene Glückseligkeitstrieb ist die große allgemeine Schöpfungstype ihres Berufes zur Seligkeit, daher eine Offenbarung ewiger Liebe, welche der Grund aller Schöpfung und nach dem Falle der Grund und Zweck der Erlösung ist. Kannst du dir eine Seligkeit denken, die nicht gut, oder nicht wahr, also eine Täuschung ist; oder kannst du dir eine Seligkeit ohne Schönheit, eine unschöne, eine häßliche Seligkeit denken? — und dennoch gab und gibt es ein Streben nach einer solchen. Der das Ziel gesetzt, hat auch den Weg zu ihm bezeichnet, es ist das treue Verharren eines Jeden an der ihm angewiesenen Stelle. Es versteht sich, daß diese Treue das Bewußtsein von seinem Platze involvirt.

Diese verschiedenen Stellen und Plätze, in welche das Berufsleben der Menschen sich gliedert, bilden in ihrer Gesammtheit die Idee sowohl, als die praktische Verwirklichung ihrer diesseitigen Aufgaben. Die Gesammt-Idee wird aber nur gerettet, wenn das Verhältniß zu ihr auch bei den einzelnen Standpunkten und Standesaufgaben in ihrer Reinheit erhalten wird. Das Wort „Kunsthandwerk" ist entweder der Versuch, diese Reinheit zu trüben, oder eine Folge schon eingetretener Trübung, oder Beides zusammen. Hier tritt die Corruption als unzeitiges Vermengen, wie anderwärts als eben so unzeitiges Trennen, in dem ersteren wie im letzteren als störendes Element hervor.

Außer dem leiblichen Tode, welcher in der Entzweiung des Leibes und der Seele eine Darstellung der Sünde als der Entzweiung von Gott und Mensch ist, und dem ewigen Tode, welcher die Vollendung und Fixirung dieser Scheidung für alle Ewigkeit befestiget, gibt es noch eine im diesseitigen Leben sich vollziehende Zerstörung aller Lebenseinheit, welche wir in der Fälschung des Wortes und seines Begriffes zum Theil schon bezeichnet haben und welche der Widersacher des ewigen Wortes, in dem das Leben vom Anfange war, durch den Unglauben bewerkstelligt. Daß es neben der Religion auch Irrthümer gibt, welche sich auch Religion nennen und welche in unsern Tagen, wo man daran ist, in allen diesen Verirrungen die vereinzelten Funken alter, gemeinsamer Wahrheit durch den allgemeinen Abfall von aller Fundamental-

Wahrheit auszulöschen, sich im übrigen sehr tolerant gegen einander erweisen, und in ihrer umfassenden Milde und humanen Duldung erst aus der Rolle fallen und sich erzürnen, wenn die Religion den Irrthümern gegenüber ihren exklusiven Charakter behauptet, dies alles ist es nicht, oder wenigstens nicht allein, was uns hier mit einigen Worten zu beleuchten obliegt.

Die Lebenseinheit muß hier in zweifacher Form betrachtet werden. Erstens die Lebenseinheit des Individuums in ihm selbst, welche in seiner richtigen Weltanschauung wurzelt, und von welcher es selbst ein Theil ist. Ferner dieselbe Welt und Lebensauffassung, wie sie ganze Zeitperioden, Völker und Reiche umfaßt, in welche der Einzelne als bestimmt formulirtes und klassifizirtes unentbehrliches Glied des großen Ganzen sich eingefügt findet, und hinwiederum in gewissem Sinne dies Ganze als sein spezielles Eigenthum betrachten und benützen darf.

Das Verhältniß der Lebenseinheit, welche der Glaube jedem Einzelnen gewährt, bringt seine partielle Lebensstellung in richtige Beziehung zu andern Lebensstellungen, welche mit der seinigen in jenem allgemeinen Verbande stehn, der alle Verschiedenheiten in der Einheit des Einen Nothwendigen zusammenfaßt.

Es ist dies die nach jeder Einzelnstellung modifizirte Theilnahme Aller an Allem, weil dies letztere die Summe dessen ist, was Allen frommt. So ist der Mensch — (wenn wir hier richtig verstanden werden) gesund, wenn jedes Organ es in seiner Weise ist. Die Gesundheit der Lunge ist eine andere, als die des Magens oder des Herzens. Jedem kommt seine Funktion zu, und wenn die Funktionen alle richtig von statten gehen, partizipirt jedes Organ an der Wohlthat der allgemeinen Gesundheit. Damit soll, in Anwendung auf unsern Gegenstand, Folgendes gesagt sein: Lebenseinheit setzt eine große Verschiedenheit einzelner Lebensäußerungen unter dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit voraus, welches seinen Schlußstein in der Gemeinsamkeit des höchsten und letzten Lebenszweckes findet. Dies ist die Religion. Von diesem Standpunkte wird sie in Praxis, Lehre und Unterricht nicht wie eines der vielen Schubfächer, mit deren Inhalt des Menschen Thätigkeit nach allen seinen geistigen Bedürfnissen und Potenzen hin sich zu beschäftigen und zu befassen habe, sondern als das unwandelbare ihnen allen gleich nothwendige, sonnenhafte, lebenspendende Regu-

lativ nach innen, und als Schutzmacht gegen alle lebensfeindlichen Elemente, gleichviel, ob sie von innen oder außen kommen, aufgefaßt.

Dem geraden reinen Sinn lösen sich die hergebrachten Kniffe und heuchlerischen kummerfaltigen Bedenken, z. B. der Konflikt zwischen Glauben und Wissen, in das, was sie sind, in wesenlose Blendwerke und Spiegelfechtereien auf.

Wie er von der Religion nichts erwartet, was sie nicht versprochen, versteht er auch Versprechungen von der Hand zu weisen, die sich von je als lügenhaft erwiesen haben und deren Autor er kennt.

Ob die Sonne um die Erde kreiset oder umgekehrt, ob die Schöpfungstage längere oder kürzere Perioden seien ꝛc. ꝛc., all' diese Dinge sind es nicht, worüber uns die Religion belehrt. Daß aber alles, worüber sie uns wirklich belehrt, nie und nimmer von wirklicher Wissenschaft und Erkenntniß verneint werden kann, daß wahre, menschliche Wissenschaft und göttliche Offenbarung nie und nirgends in ernste Kollision kommen können, weiß der gerade und aufrichtige Sinn in so größerer Klarheit und Bestimmtheit, als gerade seine wissenschaftliche Bildung eine wahrere und allgemeinere ist.

Nie hat aufrichtiger, ernstgemeinter Wahrheits- und Erkenntnißdrang einen Menschengeist von Gott und Offenbarung abgeführt, wenn er in reiner, von aller Leidenschaft unbeeinflußter Intention seinen Forschungen nachging, weil die Wahrheitsliebe als erste Bedingung zu ihrem Lichte bei jeder Frage ihm schützend zur Seite stand und weil er — ehe er forschte, somit schon die richtige Stellung zur Wahrheit, selbst zu der noch ungefundenen einnahm.

Spricht unsere moderne, sich mit wissenschaftlichen Emblemen so gerne umhängende Gottentfremdung vielleicht darum so viel und so gerne von überwundenen Standpunkten, weil sie fühlt, daß auch der Ihrige bald unter die überwundenen gezählt werden wird, oder hat sie ihn im Hinblicke auf den nächsten, in noch größerer Gottesferne vielleicht schon aufgegeben, während sie ihn heuchlerisch äußerlich derzeit noch behauptet? — Das Prinzip des modernen Fortschrittes „in infinitum" läßt so etwas durchblicken.

Indeß ist der Betrug doch selbst am meisten betrogen, da ihm die Wahrheit entgeht, daß von allen wirklichen Standpunkten

noch keiner überwunden ist, und daß nichts von allem, was überwunden ist, je ein Standpunkt war.

Alles was sich mit Recht wissenschaftliche Forschung nennt, ist eine Forschung nach Eigenschaften, deren Entdeckung uns Vergleichungen ermöglichen soll, durch welche wir endlich zu den Gesetzen vordringen könnten, in denen sich das Allgemeine des Besondern offenbart, und uns den Einblick in die Harmonie der Dinge gewährt, die das Ziel aller reinen wissenschaftlichen Instinkte und alles künstlerischen Idealismus, und hiermit zugleich die Einheit und Harmonie zwischen Kunst und Wissenschaft ist. Es leuchtet auf den ersten Blick ein, daß alles ehrliche wissenschaftliche Ringen und Arbeiten ein künstlerisches Ziel sucht, was Schiller der Wissenschaft als ihren höchsten Preis wünscht und empfiehlt.

Da kommt der moderne Begriff „Kunsthandwerk", er ist ein Fall aus der Höhe, welcher nicht nur die Wissenschaft und die Kunst, sondern auch das Handwerk erniedrigt, weil jeder aus der Sphäre göttlicher Vorherbestimmung gerissene Begriff, ein Fall, ein Sturz in das Ungöttliche, Unwahre, Lügenhafte ist.

In dem universellen Wesen des Kunstbegriffes gibt es aber eine Stelle, wo sich eine tiefere Verwandtschaft von Kunst und Handwerk unläugbar vorfindet, nur müssen die Worte — wenn sie den Gedanken ausdrücken sollen — umgekehrt gruppirt werden und es muß Handwerkskunst heißen. Darstellung des Uebersinnlichen durch sinnliche Mittel ist die universale Definition des Kunstbegriffes. An diesem Begriffe partizipirt von seinem Standpunkte das Handwerk mittelst der christlichen Nächstenliebe. Das Werk wird so gut, so dauerhaft als möglich — auch in jenen seiner Bestandtheile, welche sich der äußern Wahrnehmung entziehen, in unverbrüchlicher Ehrlichkeit den Wunsch und das Bedürfniß des Bestellers, des Kunden erfüllend, geliefert, nirgends wird eine Erleichterung der Arbeit auf Kosten ihrer Güte angestrebt und der leitende Gedanke des Arbeiters während der ganzen Dauer derselben ist ihre möglichste Solidität, nicht bloß wegen des guten Renommée, sondern aus Pflichtgefühl und um Gottes willen; solch' Handwerksprodukt wird hiedurch kunstverwandt, und eine Darstellung übersinnlicher Motive durch sinnenfällige Mittel.

Der Gedanke der Wissenschaft im weitesten Sinne läßt sich „als Erkenntniß dessen, was ist" ausdrücken, der Kunstgedanke er-

fasset die Darstellung alles Seienden. In dieser umfassenden Weise sind beide nur bei Gott. Aber bei der geschaffenen Geistern gewährten Theilnahme an beiden bestimmt sich ihr Werth und ihre Wahrheit nach dem Maße der Treue gegen ihren Spender.

Indem wir mit den uns verliehenen Kräften zu schauen, zu erkennen und zu umfassen streben, dürfen wir keinen Augenblick vergessen, daß wir umfaßt sind, und daß wir in der allgewaltigen Hand, in welcher alle Dinge liegen, nach Maßgabe unserer Wesensbeschaffenheit unsern bestimmten Platz einnehmen.

Daß wir diesen Platz, und somit unser Wesen, uns selbst zu unserm Heile richtig erfassen, erkennen, dazu ist die Offenbarung gegeben. Ob wir sie annehmen, ob wir uns von ihr wenden, das alles ändert an unserem Platze, welcher uns als geistig freien Wesen die Wahl anbiethet zwischen Wahrheit und Lüge, auch nicht ein Haar. Die Tausende von Möglichkeiten, welche durch die Täuschungen des Lebens laufen, und durch welche diese Täuschungen eben sich bilden, verengen sich hier zum Dualismus unserer Wahl zwischen ewig unversöhnlichen Widersätzen, und obgleich diese Widersätze einander ferner liegen, als die weitesten Entfernungen aller möglichen Täuschungsformen unsers Geisteslebens, so fern, daß sie die äußersten Gränzen dieses unsers geistigen Lebens bilden, ist diese ihre Verengung doch gerade das Mittel, uns zurecht zu finden, und aus dem verwirrenden Vielerlei von Gedanken- und Gefühlskombinationen, innern und äußern Erlebnissen, Neigungen und Abneigungen, Trieben und Leidenschaften, über Richtung und Endziel, Gedeihlichkeit oder Gefährlichkeit aller und einzelner, uns ein Urtheil und eine Richtschnur unsers Verhältnisses für unser Denken und Handeln zu bilden.

Das geschichtliche Leben der Menschheit, der Dualismus, ist eine fortgesetzte Durchkreuzung zweier Kreise, welche das älteste Geschichtsmonument, die Genesis der Bibel, erzählend als die Wissenschaft des Guten und des Bösen bezeichnet. Dort unter dem Baume der Erkenntniß stehen sich die beiden Widersätze so schrecklich nahe, wie Einer, der einen Kreislauf thut in dem Augenblicke, wo er die größtmöglichste Entfernung von seinem Ausgangspunkte erreicht hat, zugleich wieder auf diesem seinem Ausgangspunkte steht. Ist dies nun jene Stelle des Kreises, wo der Kreis des Bösen den des Guten durchkreuzt, und er betritt diesen nur mit

einem Schritte, so hat er ein anderes Zentrum zum Mittelpunkte seines Lebens gemacht, er hat, wie dort am verhängnißvollen Baume, das Reich des Guten, des Lichtes, der Wahrheit, mit dem Reiche des Bösen, der Finsterniß und der Lüge gewechselt. Noch bleibt er Mensch, aber dieser Schritt überträgt sich mit seinen Folgen auf sein ganzes Wesen. Er übt das Handwerk, er treibt Wissenschaft und Kunst, aber alle seine Bestrebungen umkreisen ein anderes Zentrum. Die Zeit, in welche die Welt des Glaubens ewige Ideen einwob, und das kirchliche Fest, als das Feste in der Wandelbarkeit irdischer Dinge — ein beständiger Hinweis auf ewige Ziele — das zeitliche Leben zu einem Mittel ihrer Erreichung machte, die Zeit ist ihm Zweck geworden. Das ist die Geistesrichtung, welche wir die materialistische nennen. Saturn, der alte Zeitgott, hat wieder den Götzenstuhl bestiegen, und empfängt die Opfer seiner Diener. Sein Arm umfaßt alle Furcht und alle Hoffnung und setzt ihnen ihre Gränze, und mit der Hoffnung endet auch die Furcht. Solche Croniden — mit gräßlichem Muthe löschen sie dann wohl eigenhändig des diesseitigen Lebens kostbare Lampe aus. Saturn frißt seine Kinder.

Der Mensch versteht sich nur in seiner Geschichte, und die Geschichte nur im Lichte der Offenbarung, ohne welche er keine Geschichte hätte.

Das tiefste Verständniß dieser seiner Geschichte theilt der gläubige Handwerker und Landmann mit dem größten Geschichtsforscher, und dieses Verständniß hinsichtlich der Vergangenheit, eine Folge richtiger Schlüsse, wird die Mutter gleichrichtiger Schlüsse in Betreff der Zukunft. Die Geschichte aber ist der Dualismus, der durch den Geisterfall entsteht, im Sündenfalle unter dem Einfluße jener geistigen Finsterniß sich auf den Menschen überträgt und selbst innerhalb des Begriffes des Bösen noch einen zweiten Dualismus darstellt, in der Versuchung seitens jener finstern Welt von Außen und im Verderben unserer Natur und ihrer Disposition für das Böse von innen.

Der Glaube, das heilige Surrogat des ursprünglichen Schauens ist nicht ein Gegensatz des Wissens, wie ihn der ungläubige Blödsinn gern aufgefaßt wissen möchte, sondern eine Erkenntnißform, welche sich in Gebiete erhebt, die dem Wissen allein verborgen bleiben, vor Allem, wenn dies Wissen seine höheren

Erkenntnisse bei sich selber sucht, oder überhaupt alle Erkenntniß, die es nicht bei sich und durch sich findet, ablehnt. Daß der praktische Menschengeist, der in geringen Dingen, z. B. in der Mechanik, den Gesetzen der Bewegung beharrlich folgt und ihnen nachspürt, im Ungläubigen auf einmal andere Wege einschlägt, wo es seine höchsten und heiligsten Ziele und Zwecke gilt, daß er da, den gegebenen Gesetzen der Offenbarung gegenüber, bemüht ist, Dinge zur Anerkennung zu bringen, deren Bedeutung allein in der destruktiven Natur derselben liegt, daß er das verkehrte Werkzeug zu verkehrtem Zwecke gebraucht, da er es doch dort, wo es ihm ehrlich — sei es auch in einem sehr untergeordneten Dinge — um Wahrheit zu thun ist, richtig zu gebrauchen versteht, daß er hier — gleichnißweise gesprochen — den Himmel mit dem Mikroskope und die Infusorien im Glase Wasser mit dem Teleskope durchforschen will; das Alles erklärt sich vom allein richtigen Standpunkte der Geschichte, welcher der ungefälschte Offenbarungsglaube ist.

Die Erkenntniß der gesammten äußeren und inneren Welt hängt von der Beschaffenheit der letzteren hinsichtlich ihres Verhältnisses zur Wahrheit ab. Der Offenbarungsgläubige findet dort, d. h. in seiner eigenen inneren Geschichte die Geschichte seines ganzen Geschlechtes, den inneren Widerspruch zwischen besserer Erkenntniß und schlechterem Handeln nach paulinischem Ausspruch: das doppelte Gesetz, die fortzeugende Erbsünde. Mit diesem „Ich"-Bewußtsein ist der Drang und die Sehnsucht nach Erlösung und der Glaube an den Erlöser unabweisbar verbunden.

Bei dem Menschen, dessen ganzer Natur schon eine unfreundliche — wir wollen nicht sagen eine unglückliche — Minute widerstrebt, ist selbst das Laster ein Suchen nach seiner ursprünglichen Bestimmung zur Seligkeit. Die sogenannte Profangeschichte ist den Ansprüchen, die jeder Mensch an das Leben macht, gegenüber, so unmittelbar an die Offenbarung angewiesen zu ihrem Verständnisse, daß sie, wo sie dem Glauben ausweicht, in einer Nacht untergeht, welche mit dem Begriffe vom Menschen auch den von seiner Geschichte verschlingt und eben dadurch wieder Zeugniß von der finsteren Seite ihres Dualismus gibt.

Schiller's geistreicher Satz: „Im Fleiß kann Dich die Biene meistern, in der Geschicklichkeit ein Wurm Dein Lehrer sein, Dein Wissen theilst Du mit vorgezogenen Geistern, die Kunst, o Mensch, hast Du allein," übergibt und läßt dem Menschen die Kunst als das spezifisch Menschliche das, was er mit keinem anderen Lebenskreise theilt, worin er exklusiv ist. In dieser Fassung ist der Gedanke aber nur eine Anregung, wenn auch als solche höchst bemerkenswerth. In seiner untergeordnetsten Thätigkeit wird der Mensch von Wurm und Biene überholt, steht also tiefer als sie und im folgenden Satze nimmt er Theil an der Erkenntniß höherer Geistwesen, scheinbar ein schreiender, nicht zu lösender Widerspruch und dennoch wahr. Wenn der freie Menschengeist blos bei der Natur stehen bleibt, steht er hinter und unter der Natur, ein blos aus ihr geschöpftes Wissen wird ihn nie — auch nur zur Erkenntniß des Wurmes und der Biene, geschweige zur Erkenntniß seiner selbst führen. Sucht er diese Erkenntniß in sich allein, so mehren sich die Räthsel und verschlingen sich zu unlösbaren Knoten unbefriedigter Ansprüche von Innen und nicht zu befriedigender Ansprüche von Außen.

Könnten wir uns im konkreten Leben des Menschen oder der Menschheit eine Lebensform denken, wo diese innere und diese äußere Welt im gleichmäßigen harmonischen Kontakte verliefe, sie wäre ein Unicum; vielleicht nur wie die Täuschung einer süß durchträumten Nacht.

Durch die Richtung, welche der Mensch seinen Fähigkeiten nach der Richtschnur höherer ethischer und religiöser Gesetze gibt, erhebt er seine untergeordneten Thätigkeiten, welche im Handwerke unter dem Begriffe von Fleiß und Geschick betrachtet werden müssen und ohne welche Richtung mit beiden er hinter dem Wurme stehen bleibt, in's Gebiet des Menschlichen, macht sie zu Darstellungen seiner Ideen von Gott, von der Welt und von sich selbst. Die Richtigkeit seiner Richtung sucht er in den Gesetzen Gottes, in dem er den Richter all' seines Thun's erkennt. Mit einem Worte: „die Richtschnur seines Thun's ist der Glaube," wodurch dies sein Thun und Handeln eine Darstellung der Religion und somit kunstverwandt wird *).

*) Siehe erstes Heft: Von der Kunstkennerschaft: „Wie es eine Religion in Bildern gibt, so gibt es eine Religion im Handeln." Späth.

So steht denn nach Schiller's Ausspruche der Mensch in seinem ausschließlichen Verhältnisse zur Natur selbst dem Wurme nach, während er rücksichtlich seines Wissens an der Erleuchtung vorgezogener Geister theilnimmt und nur auf Einem Gebiete in sich selbst befriedigt, sich selbst genügend und gleichsam nach Unten und nach Oben unabhängig und in sich selbst ein Ganzes darstellend erscheint: „Die Kunst, o Mensch, hast du allein."

Wenn die allgemeinste, weiteste und doch schönste Definition des Kunstbegriffes: „die Kunst ist Darstellung des Außer- und Uebersinnlichen durch sinnenfällige Mittel," vernünftiger Weise nicht kann verworfen oder verneint werden, so braucht man dem Schiller'schen Satze keine Gewalt anzuthun, wenn man sagt: „Die Kunst, o Mensch, bist du allein." Denn wenn der Mensch nach der Idee seines Schöpfers vor Allem eine sichtbare Darstellung Gottes, sein Ebenbild, innerhalb der anderen göttlichen Gedanken in der übrigen Schöpfung ist, so ist er auch berufen, das göttliche Prinzip der andern Kreatur gegenüber darzustellen. Selbst nach dem Falle kann sein freithätiges Leben und Wirken — wenn auch jetzt nach einer guten und bösen, lichten und finsteren Seite hin nichts anderes sein, als eine Darstellung des Ueber- und Außersinnlichen. Die Lichtseite dieser Darstellung kann, nachdem er das ursprüngliche Schauen eingebüßt, nur Darstellung des ihm gelassenen, von ihm geforderten Glaubens sein, denn dieser ist fortan die Form unseres Zusammenhanges mit Gott oder die Religion, und diese stellt der Mensch dar im Handeln oder im Bilde. An dieser Darstellung des Verhältnisses des Menschen zu Gott nimmt das ganze Menschengeschlecht Theil, gleichviel, ob es als ein bejahendes oder verneinendes sich gestalte — „die Kunst, o Mensch, hast („bist") du allein."

In dem vorhergehenden Satze will der Dichter das Verhältniß des Menschen zur Wissenschaft bestimmen.

Da kein denkender Mensch den Dualismus verkennen kann, welcher das aus einer Zweiheit von Leib und Geist, oder aus Materie und Geist (Leib und Seele) zur Menschenidee verwirklichte Uebergangs- und Verbindungswesen in all' seinen Lebensäußerungen und Strebungen wieder zu zerstückeln, zu zerreißen versucht und da Seitens jener Macht, welcher dieser Versuch in der Versuchung des ersten Menschen nur allzu gut gelang, neben

der Appellation an die Sinnlichkeit das stolze Wort „Wissen" mit so viel Erfolg in's Feld geführt wurde zur Zerstörung der einheitlichen Menschenidee in der Erkenntniß des Guten und des Bösen, ist der innigste Anschluß an das ewige Wort oder den Logos die unabweisbarste Nothwendigkeit zur Wahrung unseres Heils.

Das Schlangenwort, durch welches die Lüge und alles Böse in der Welt sich introduzirt, stellt als Preis und Lohn für die Lossagung von Gott und seinem Worte durch den Unglauben und Ungehorsam an und gegen ihn die Gottgleichheit und Erkenntniß des Guten und des Bösen in Aussicht.

Enthielte die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, das Buch par excellence, die heilige Schrift, nichts als die einige Sekunden füllende Konversation des ersten Weibes mit dem Drachen, sie wäre schon deshalb das größte und wichtigste aller Dokumente der Menschheit, weil Alles, was geschieht, sich anreiht und in Bezug tritt zu dem, was dort geschah.

Weltanschauung und christliche Weltanschauung sind daher unzertrennbare Begriffe, weil eine andere, als die christliche Weltanschauung, keine wahre und deshalb überhaupt keine Anschauung ist. Zur christlichen oder wahren Weltanschauung aber gehört es zu wissen, daß neben der rettenden, erlösenden Gottesmacht jene täuschende, trügerische Lügenmacht besteht, welcher durch die Schuld der Stammeltern Einfluß auf den Menschen gewährt wurde; zu wissen, daß die Weltgeschichte der Kampf des Lichtreichs der Wahrheit mit der Lüge und Finsterniß ist und daß dieser Kampf im Gedanken, im Worte und im Werke Platz greift; daß daher in der Weltgeschichte zwei Geschichten nebeneinander herlaufen, die am Schluße sich gegenseitig ausschließen, wovon die eine den Menschen an den Weltgeist (Zeitgeist), den Zeitgott Saturn bannen und ein Weltreich im Sinne dieses Weltfürsten in der Menschenwelt zu ihrem Verderben gründen will der andern gegenüber, welche wir die Geschichte des Gottesreichs nennen, dessen göttlicher Gründer in die Zeitwelt herabgestiegen, um in seiner Heilsanstalt das Prinzip des Ewigen und Unvergänglichen zu hinterlegen, der saturnischen Zeit eine göttliche und heilige Zeit gegenüber zu stellen und im Festkreise des Kirchenjahres in der Flüchtigkeit des Lebens zu festigen. Dies Nebeneinandersein der größten Wider-

sätze, welches die irdische Geschichte bildet, findet seinen universalsten Ausdruck in dem einfachen Zeit- und Naturbilde der evangelischen Parabel vom Nebeneinanderwachsen des Weizens und des Unkrautes bis zum Erntetage.

Von diesen Anschauungen ist so vieles der irdischen Wahrnehmbarkeit zugänglich, und doch auch wieder hinübergreifend in die Reihe vorgezogener Geister, daß wir bedingungsweise in ihnen eine Theilnahme unseres Wissens an jenem dieser Geister annehmen können. Alles Wissen aber, welches sich als Gegensatz (Widersatz) des Glaubens geltend machen will, gehört auf ein anderes Kapitel. Ein Wissen als Ersatz für den Glauben, oder gar als Korrektiv des Glaubens existirt in den Reihen der Geisterwelt nicht und ist nur der Köder der Lüge für den Menschen im diesseitigen Leben, denn „auch die Teufel glauben und zittern" (Paulus). Das Verhältniß der Theilnahme unserer Erkenntnisse zu der Erkenntniß höherer Geister ist überhaupt nicht auf dem Gebiete des Wissens, sondern des Schauens zu suchen.

Das Wissen zur alleinigen Erkenntnißquelle machen zu wollen, ist schon durch die Gewöhnlichkeit des gemeinen Lebens zur Absurdität gestempelt. Die mathematische Wissenschaft etwa ausgenommen, ist alles Wissen — vollends den höhern und höchsten Lebensfragen gegenüber, die unverläßlichste Form der Erkenntniß, weil heute noch wahr ist und bis an's Ende wahr bleiben wird, was Paulus sagt: „Unser Wissen ist Stückwerk." Als Stückwerk werden wir uns das Bewußtsein höherer Geister nimmer denken können. Immer werden wir dasselbe als ein einheitliches auf de Erkenntniß der Gründe der Dinge und ihres Zusammenhanges beruhendes Schauen uns vorstellen müssen. Unsere Theilnahme an diesem ihrem Schauen und das Gemeinsame ihrer und unserer Erkenntniß wird unsererseits im Glauben liegen. Es wird heißen: „Wir erkennen, was sie erkennen, wir erkennen es im Glauben, sie im Schauen."

Sind indeß die Wahrheiten, deren Erkenntniß wir mit vorgezogenen Geistern theilen, die gleichen für sie und uns, so ist die Erkenntnißform von Glauben und Schauen doch verschieden.

Der Unterschied, den Paulus rücksichtlich dieser Verschiedenheit in Bezug auf Gott selbst in den Worten ausspricht: „Hier schauen wir gleichsam nur wie in einem Spiegel, dort werden wir

ihn unverhüllt von Angesicht zu Angesicht sehen wie er ist," bestimmt auch für uns die Form, unter welcher wir uns den Unterschied von Glauben und Schauen zu denken haben, und diese Form hat eine überaus große Aehnlichkeit mit einer andern, welche den Kunstbegriff in seiner allgemeinsten Fassung darstellt, indem sie den Begriff der Poesie als des Lebensprinzips aller Kunst dahin definirt: „Sie — die Poesie — sei die Ahnung des Zusammenhanges aller Dinge."

Zwischen dem Schauen dieses Zusammenhanges und der bloßen Ahnung desselben mag wohl ein ähnliches Verhältniß wie zwischen dem Glauben und dem Schauen überhaupt bestehen. Da nun blos die materielle Schöpfung keine Ahnung von dieser Ahnung hat, und jene vorgezogenen Geister diesen Zusammenhang nicht mehr blos ahnen, sondern schauen, so bleibt die Ahnung, die Poesie, die dem Glauben verwandte Kunst, abermals für uns übrig, — „die Kunst, o Mensch, hast du allein".

Nun kann aber gesagt werden: „Warum steht jener Zusammenhang nicht als klarer, fester und bestimmter Begriff, sondern blos als Ahnung vor unserer Seele?" Die Antwort dürfte lauten: Weil der Mensch im Mißbrauche seiner Freiheit, durch die Sünde selbst aus der harmonischen Einheit der Dinge hinausgetreten und seinen gottgeordneten Zusammenhang mit ihnen gewaltsam gestört und zerrissen hat.

Wenn aber die Zerstörung dieses Zusammenhanges des Menschen eigenes Werk ist, wie blieb ihm denn die Ahnung davon? Sie wohnte seinem Wesen inne, sie war ein Rest der Ebenbildlichkeit Gottes, der im Menschen das gesammte geschaffene All' zum Mikrokosmus, zur Welt im Kleinen zusammengedrängt hatte, er mußte in der Ahnung des Zusammenhanges aller Dinge sich selbst und sein verlorenes Verhältniß zu Gott und Natur suchen, und in der Erfolglosigkeit seines Suchens, wenn auch noch so kümmerlich, einstweilen seine Sehnsucht darstellen.

Nach dem Gesagten hätte der Dichter also Unrecht, wenn er die Erkenntnisse, welche wir mit vorgezogenen Geistern theilen, Wissen nennt. Allein er hat auch ein Ideal für die Wissenschaft und spricht es ihren Jüngern dahin aus, daß sie es erreicht haben werden, erst dann (so sind seine Worte): „Wenn euere Wissenschaft zum Kunstwerk wird geadelt sein." Das wird nach der

Analogie der Poesie, in welcher der Zusammenhang aller Dinge geahnet wird, dann der Fall sein, wenn alles theilweise Wissen in seiner Gesammterkenntniß sich wird gesammelt haben.

Je vertrauter unser Seelenleben mit der universalen Wahrheit des Christenthums wird, desto schmerzlicher fühlt es den Zwiespalt oder Dualismus, der unser zur innigsten Harmonie und Einheitlichkeit berufenes Wesen spaltet. Die Sehnsucht, diesen so wesentlichen Begriff für alle Poesie und Kunst, welche die Urgeschichte unseres Geschlechtes und unseres Falles uns zwar erklärt, aber nicht stillt, ist die Lichtseite aller Kunst und Philosophie des heidnischen Alterthums, in dessen verworrenen Mythen wir erst im Lichte des Christenthums die alte, historische Wahrheit wieder erkennen.

Von jenem tiefen Heimweh der Geister, von jener Sehnsucht nach Vollendung, welche in ihrem innersten Wesen die Triebkraft alles Idealismus ist, hat auch der Unglaube Notiz genommen, und sie Weltschmerz genannt. Verbirgt sich eine bessere Regung unter dieser Phrase, so kann es nur die Sehnsucht nach dem Glauben sein, der die Gebiete aller Idealität umfaßt und das Gemeinsame für alle geordnete Verschiedenheit ist. Er ist es, dem trotz aller Freudigkeit jener elegische Zug beiwohnt, den Paulus im Römerbriefe so unnachahmlich als das Schmachten und Seufzen der Kreatur nach der Freiheit und Kindschaft Gottes darstellt, welche in der Erlösung unseres Leibes, des Gipfels der gesammten sichtbaren Natur sich einst vollbringen wird.

Aus dem Glaubens- und Liebesleben quillt der Born jener Seligkeit in Hoffnung, welcher der Apostel hier Erwähnung thut, und jene Dichtungsfülle, welche mit Tausenden von Gläubigen, ohne hienieden zu künstlerischer Offenbarung gelangt zu sein, diese Erde verläßt.

Wer die Begriffe von Kunst und Poesie nicht mit dem Leichtsinn moderner Auffassung zu behandeln gewohnt ist, wird unschwer finden, daß sie zu den schönsten und glänzendsten jener tausend und tausend goldenen Fäden gehören, welche von allen Enden der Erde her im menschlichen Herzen unseres Erlösers sich sammeln und durch dies Herz hindurch zur ewig seligen Ruhe gelangen und zum Ziele aller Befriedigung und Vollendung im Schooße des Vaters.

Unser Mittler, der uns dort vertritt, kommt uns hier entgegen. Mit der Natur, durch ihn geschaffen, hat er seine Gottheit umkleidet, um ganz unser zu sein, um uns lieben zu können wie ein Mensch die Seinigen liebt, um alle Stationen unseres Lebens mit uns zu durchwandern, um auf der letzten und bangsten selbst uns nicht allein zu lassen, und nicht blos für uns, sondern mit uns zu sterben.

Er, vor dem die Sterne des Himmels Staub sind, lächelt als Kind von seinem Strohlager die ersten Züge des Göttlichen hinein in das aufdämmernde Leben des christlichen Kindes — und der Sonnen auslöscht und entzündet, spricht aus dem Glast und Flitter des Weihnachtsbaumes die Anfangsgründe des Gottesbewußtseins in die umhüllte kleine Menschenseele. Er wird mit dem Menschen groß, und lehrt Weisheit, Gnade und Gehorsam, dann sehen wir ihn, den göttlichen Künstler, der eine räumliche Ewigkeit schuf und sie Unendlichkeit nannte, in enger Werkstatt das Handwerk seines Pflegers üben und wie er, der den Orionen ihren Weg durch die Unermeßlichkeit wies und die Engel ihre ewigen Psalmodien lehrte, hier den Gebrauch von Axt und Säge durch einen Menschen sich lehren läßt.

Nun kommt das Leben mit seinem Dualismus zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Tag und Nacht, zwischen Sünde und Erlösung, zwischen Himmel und Hölle.

Dazwischen schiebt sich die gemeine Lebenssorge mit ihren niederziehenden Gewalten und auch die moralischen Unebenheiten, Schwächen, Leidenschaften, Täuschungen, jene inneren Widersprüche und äußeren wirklichen oder vermeintlichen Unbilden, Verkennungen, Verfolgungen, Armuth und Leiden jeder Art. Wir irren gewaltig, wenn wir aus dieser Umschattung unseren Blick hinaussenden in scheinbar sonnigere Regionen und Trost suchen, wo des Leidens weniger vorhanden scheint. Der Anblick fremden Behagens und Glückes verbittert das Gemüth des Leidenden. Er fängt an, gefährliche Parallelen zu ziehen zwischen Glück und Verdienst, eine greifbare Gerechtigkeit zu suchen und aus den Quellen des angeborenen Egoismus eine Anklage gegen die höhere Weltordnung zu formuliren.

So thut der sogenannte natürliche Mensch.

Für den oberflächlichen Blick scheint eine eigene Bosheit darin zu liegen, daß fremde Leiden im Stande sein sollen, den Menschen für die eigenen zu trösten und im eigenen Unglück Trost im Anblick fremden Unglücks zu finden. Hier liegt aber ein tiefer, mystischer Zug, der uns lehren soll, daß der wahre Realismus unseres Erdenlebens beim Ideale zu suchen sei. Damit wir dies Ideal aber finden können, ist es real geworden, nicht auf den fernen, meist erträumten glückseligen Inseln diesseitigen Lebens ist es zu suchen, in den Thalschatten unseres irdischen Exils steht es neben uns. Nirgends finden wir mehr der Armuth, der Niedrigkeit, der Verachtung und des Hasses, und nirgends weniger verdient; und diese scheinbare, schreckliche Ungerechtigkeit, sie ist der Gipfel der höchsten Gerechtigkeit, der Gerechtigkeit Gottes. Ecce Agnus Dei qui tollis peccata mundi.

Haben wir uns einigermaßen an dies unser Ideal gewöhnt, dann geht unsere Wanderschaft friedlich und liebend ihrem Ziele zu, in seinem Geleite. Kommt dann die letzte, die dunkelste aller Stunden, wo unser Auge dem irdischen Lichte sich schließt, und aus den schwarzen Dämpfen ewiger Nacht die Stimme des Anklägers seiner Brüder uns ängstigt; dann umschlingen unsere fliehende Seele zwei durchbohrte Hände und bergen sie in der Wunde seines Herzens, und wie die Stimme einer liebenden Mutter, die ihr Kind aus einem bösen Traume weckt, ergeht mit dem letzten Hauche das Wort an sie: „Fürchte Dich nicht, ich bin bei Dir."

Wahrlich! der kennt das Ideal des Menschengeschlechtes nicht, der es sonderbar findet, wenn die Betrachtung menschlicher Dinge — auch wenn sie geringer wären als jene, welche uns hier beschäftigen — von jedem Exkurs in das Einzelne immer wieder zum Ideale zurückkehrt. Dieses Ausgehen vom Ideale in das Einzelne der reichen Lebensgliederung zusammengehöriger Vielheit, und dies Zurückkehren zum Quell ihrer Einheit gleicht der Funktion unserer Lungen, ohne deren Aus- und Einathmen der Luft unser Leibesleben nicht eine Stunde bestehen kann.

Die Oberflächlichkeit hat uns beinahe eben soviel, wenn nicht mehr geschadet als Schlechtheit und böser Wille, an sie appellirt die Verführung vor Allem, weil sie auf dieselbe bei den Massen in einer dem Indifferentismus verfallenden Zeit mit Sicherheit rechnet. Der Fortschritt schließt die nothwendige sich immer

wiederholende Rückkehr zum Ideale aus, darum ist er auch eine immer weitere und erweiterte Entfernung von ihm. So entfremdet sich das Leben der Idee und, weil diese das Prinzip des Lebens ist dem Leben selbst. Der Gedanke, das Wort und die That entleeren sich immer mehr ihres ewigen idealen Inhalts und in die leere Hülse des entseelten Wortes schlüpft die Negation seines ursprünglichen Begriffes. Wer in solcher Zeit durch Erhaltung der Einheit des Wortes mit seinem Gedanken einen ehrwürdigen Begriff für bessere Zukunft retten will, muß mit logischer Schärfe die Worte sondern, welche in Zeiten der Herrschaft des Ideals ruhig und harmlos nebeneinander bestehen konnten, ohne daß ihre Verwechslung zu besorgen gewesen wäre.

Das Wort „Kunsthandwerk" ist hier für uns ein solches. Die christliche Geistesrichtung ist ein Aufstreben aller Lebensthätigkeiten zum Ideale, eine Erhebung der Wirklichkeit des Lebens zu seiner höheren Wahrheit. Die widerchristliche Richtung ist Herabsinken aus der Wirklichkeit zur Unwahrheit. Daß die beiden Wirklichkeiten des Aufstrebens und Herabsinkens an sich schon unendlich verschieden sind, würde einen sehr interessanten Stoff für eine eigene Abhandlung bilden, soll aber hier als selbstverständlich nur vorausgesetzt werden.

Das Handwerk, wie es der Wirklichkeit des Lebens dient, dient auch den höheren Richtungen des Lebens in Wissenschaft und Kunst, denn die Basis für beide ist die Wirklichkeit, aber nur die Basis, denn das Ziel liegt höher hinauf.

Sagt man der Welt, es sei ein Ergebniß der Wissenschaft, daß der Mensch ein kultivirter Affe ist, und die menschlichen Gedanken eine Art Exkremente seines Gehirns, so bleibt das Handwerk hievon unberührt. Die Stiefel für den Affenmenschen oder der Einband für jene Exkremente, ob Franz- oder Halbfranzband, ob in Leinwand oder Leder bleiben dieselben, aber der Handwerker, der Mensch, die Idee wird, wo solche Doktrinen zur Geltung kommen, hineingerissen und zerstört.

Wer den Kunstbegriff in den Darstellungsmitteln der Künste als abgeschlossen sich denkt, kann vielleicht auch noch an eine Kunst glauben, welche trotz der zerstörten Menschenidee fortbestehen könne, konsequenter Weise aber muß er dann die unleugbare Wahrheit aufgeben, daß die Erscheinung immer die Offenbarung eines

verborgenen Seins ist, und daß ihr Verständniß von der mehr oder minder klaren Erkenntniß dieses Seins abhängt. Dies ist von größter Wichtigkeit.

So sind die Werke eines wahrhaft bedeutenden Künstlers keineswegs Offenbarungen und Resultate seines geselligen bürgerlichen äußeren Lebens und Erscheinens, sondern Offenbarungen seines innern, ohne diese Werke der Welt ewig verborgen gebliebenen Seelenlebens. Noch heute freue ich mich darüber, daß ich bei meinen Kunstreisen in Italien von der Kunstgeschichte nur so viel wußte, als nöthig war, um diese künstlerischen Offenbarungen an ihren Standorten aufzusuchen und durch ihr inneres Leben auf mich wirken zu lassen. Den herrlichen, einheitlichen, von keiner Trivialität getrübten Eindruck ihrer stillen Hingabe an die christlich ideale Welt, und die treue Widergabe dort geschauter Vision konnte späteres kunstgeschichtliches Studium, wo die oft ungeschickte Hand des Biographen, während ihr die Psyche entflieht, nach einer Anekdote greift, nur stören.

Wie unser Leibesleben durch die Inwohnung einer unsichtbaren unsterblichen Seele bedingt wird, so bedingt sich hienieden alle wahre Realität durch das Ideal unserer höheren Lebensaufgabe, so der Werth der Zeit, abgesehen von der saturnischen Zeit, durch die ideale oder heilige Zeit, den Festkalender, „die hehre Zeit!" wie ich in meinen Kinderjahren das Fest noch tausendmal habe nennen hören. Hieher gehört die Wahrheit, daß ohne Annahme des positiven Christenthums Niemand die Weltgeschichte versteht, was auch unbedingt von der Kunstgeschichte gilt. Daß es der zerstörenden oder saturnischen Zeit, welcher die christliche und erbauende Zeit diametral gegenübersteht, nicht um Klärung der Begriffe, sondern um Begriffsverwirrung zu thun sei, dazu braucht es keineswegs scharfe Beobachtungsgabe, sondern bloß Ehrlichkeit und gewöhnlichen Hausverstand.

Wir können von tausend andern Beispielen nur an die schon erwähnten von ultramontan und klerikal erinnern, so wie an das Todtschweigen und die künstliche Unterdrückung gediegener Schriften, und die schmachvolle und schamlose Art der Verbreitung destruktiver Gemächte, z. B. Renan.

Als Raphael seine Cartons für die berühmten Tapeten schuf, und nach Vollendung des letzten den Griffel weglegte, da wußte

jedes Kind, daß hiemit die Kunstseite dieses großartigen Werkes geschlossen sei, und ihre Vervielfältigung nun einer mühevollen, aber mechanischen und handwerksmäßigen Thätigkeit der Weberei übergeben werde. Diese ihrerseits dachte nicht daran, durch ihr Werk an der freien und schaffenden Kunst theilnehmen zu wollen, hatte sie doch auf ihrem eigenen Gebiete eine andere und selbstständige Aufgabe zu lösen, getrennt zwar durch die Art, wie hier Kunst und Handwerk zusammen wirkten, einig aber in der Höhe bei den allen gemeinsamen Idealen des Glaubens, welche durch Kunst hier zur Darstellung gelangt, und aus dem frischen Strome der heiligen Zeit geschöpft waren.

Die Gemüthswelt einerseits von ihrem göttlichen Ideale, dem menschgewordenen Worte, in verderblicher Weise loszureißen, andererseits zu ebenso verderblichem Zwecke gesonderte Daseinsformen und Begriffe zu verwickeln und zu vermischen, ist die zwar immer vorhandene aber in unsern Tagen mit furchtbarer Konsequenz und Rührigkeit hervortretende Tendenz der destruktiven Zeit und Weltmächte.

So lange die Kunst ihrer ursprünglichen Aufgabe eingedenk, ihren gottesdienstlichen Charakter bewahrt, vermittelt sie der Welt ihre ewigen Ideale, ist für Alle da, und gehört der heiligen Zeit und dem heiligen Raume. Was von ihr in kleineren Formen in die Gewöhnlichkeit des Lebens zu dessen Verschönerung niedergeht, sind Zweige jenes ehrwürdigen Stammes der im Tempel der Menschheit wurzelt, Strahlen, die, vom Altare Gottes ausgehend, in's bürgerliche Leben, in Haus und Familie herüber leuchten.

Wo die Kunst, dieses ihres Grundcharakters vergißt, oder wo ihr derselbe entzogen wird, hört sie auf für Alle zu sein, sie verfällt der Mode, wird Luxus; ihre Zweige, vom Stamme getrennt, verdorren und verwelken, sie geht zu Hofe beim Reichthum, bei der Ueppigkeit, der Leidenschaft. Früher eine Versinnlichung, Vermenschlichung des Göttlichen, wird sie jetzt eine Verherrlichung des Nichtigen, wenn nicht des Schlechten.

Nur ein Wort, ein Name ist der Menschheit zu ihrer Beseligung gegeben. In diesem Namen einigt sich der Begriff des Schönen mit jenen andern Begriffen von Wahrheit und Güte, und nur in dieser heiligen Trias bleibt es schön. Das Licht dieses Namens, ob es in die Werkstätte des Handwerkers, in die For-

scherseele des Mannes der Wissenschaft scheine, oder der schöpferischen Thätigkeit des Künstlers leuchte, ist die harmonische Einigung aller Verschiedenheiten, und das Ziel Aller, und von ihm gilt nach allen Lebensrichtungen hin der Ausspruch: „In Deinem Lichte werden wir das Licht schauen."

Dies Licht! es scheint zwar auch in die Finsterniß, aber die Finsterniß erkennt es nicht.

Dampf-Schnellpressen-Druck von F. S. Hummel in Wien,
Mariahilferstraße, Zollergasse Nr. 7.

in ihre undurchdringlichen Schleier gehüllt), aber von ihm, dem großen Gelehrten, erhalten. Er hat erreicht, was er erstrebt, er ist der große Forscher Humboldt. Du hast das Buch gelesen, das Feuerwerk ist verpufft, und geblendet von ihm siehst Du Dich in einer tiefern Nacht als früher, allen ungelösten brennenden Fragen gegenüber. Die kindische Eitelkeit, die den Mann bestimmte, seinen von „Vorurtheilen" der Offenbarung unabhängigen und gerade deshalb kleinen Geist mit der großen Natur zu illustriren, findet einen komischen Ausdruck in der von ihm veranlaßten Darstellung seiner Stube und ihres Zustandes — „als ich den Kosmos schrieb" — hieran können wir, ohne Varnhagen von Ense, genug haben, und ohne dem Ameisenfleiß des Mannes Unrecht zu thun, ihn und sein Urtheil an seinen Platz stellen."

Es ist sehr merkwürdig, daß die Neuern, indem sie die Materie und die Form vergöttern und das wahrhaft Göttliche absichtlich ignoriren, noch hinter den heidnischen alten Griechen zurückgeblieben sind, welche die christliche Wahrheit nicht kannten und doch im Adel ihrer Götterbilder die Ahnung dessen aussprachen, was sie noch nicht besaßen. „Die Plastik allgemein geglaubter gottmenschlicher Verhältnisse schuf selbst im Heidenthume, und da wieder besonders bei den Griechen, den Trägern heidnischen Idealismus, trotz jener furchtbaren Verzerrungen, die ihren Grund in der damaligen Lage unseres Geschlechtes hatten, jene plastischen Sculpturwerke, welche, obgleich im Götzendienste dämonisch ausgenützt, dennoch Zeugniß von zwei allgemeinen Wahrheiten geben, auf denen (jenen Geschlechtern freilich fast unbewußt) eben alle Wahrheit in der Menschengeschichte beruht: daß nämlich zurückgreifend in die Urzeit unseres Geschlechtes, — nach heidnischen Begriffen ins goldene Weltalter — der Mensch ein Bild Gottes, ein göttlicher Mensch war. Und vorahnend weisen die herrlichen bis ans Erhabene streifenden Gebilde und Darstellungen des Menschenleibes, vor allem ihrer Göttersöhne, auf den menschlichen Gott — in die Sprache der Wahrheit übersetzt — auf den menschgewordenen Sohn Gottes."

Zwar hat auch die neuere Zeit die christliche Kunst nicht verloren und wir haben neue, freudenreiche Anfänge einer wahrhaft heiligen Malerei erlebt, die uns in die schöne Zeit vor der Renaissance zurückführt und aus der Galerie in die Kirche, die in den entweihten Kirchen selbst wie die athletischen, so die üppigen Kirchenbilder der Renaissancezeit durch Bilder inniger und demuthsvoller Andacht ersetzen will. Aber das sind erst Anfänge und die heidnische Kunst hält die christliche noch übermächtig nieder. Dem entsprechen auch die ästhetischen und kunstgeschichtlichen Lehrbücher, die nur künstlerische Meisterschaft, die Technik und Schule ins Auge fassen, von der Bestimmung der Kunstwerke, vom Inhalt und von der Wirkung derselben aber ganz absehen. Seit Vasari ist es den Verfassern der Lehrbücher über die Kunst durchaus gleichgültig, ob sie das Bild in einer Kirche, in einem Boudoir, oder in einem Stalle gefunden haben. Sie nehmen sie alle weg und stellen sie in einer Galerie zusammen nach den Meistern und ihren Schulen. Da kommt, was fromme Andacht im Dienste der Kirche gemalt hat, neben ein Bild, womit irgend ein französischer Hofmaler die abgestorbenen Sinne Ludwigs XV. gekitzelt hat, oder neben ein niederländisches Viehstück. Die Kirche und die ihr dienenden Künste haben keinen besonderen Platz mehr in den Lehrbüchern, am wenigsten einen Platz, der den profanen Kunstgebieten übergeordnet wäre.

Das Schlimmste aber ist, daß auch innerhalb der Kirchenräume selbst der kirchenfeindliche Naturalismus, die Lust des Fleisches, neben dem neuheidnischen Geist der Akademien Eroberungen gemacht und sich eingenistet hat. Gar keine Kirchenbilder sind am Ende besser, als solche, worin das christliche Gefühl erstorben und nur heidnische Pracht, Sinnenlust oder gar Ironie aufgeblüht ist.

Indessen wird kein Zeitgeist durch die Kunst erschaffen, sondern der Zeitgeist richtet sich die Kunst zu, wie er sie grade braucht. Deswegen kann hier von der Kunst aus kaum geholfen werden. Erst muß das ganze Leben der Völker wieder von christlichem Geist durchdrungen werden, dann wird auch die Kunst der großen Strömung wieder folgen."

In demselben Verlage erschien:

Wiener Gallerie religiöser Bilder
in Stahlstichen.

Inhalt des I. Heftes:

Nr. 1. Die Anbetung der Hirten.
Nr. 2. Mater Admirabilis. (Die wunderbare Mutter.)
Nr. 3. Der selige Petrus Canisius.
Nr. 4. Die selige Maria Margaretha Alacoque.
Nr. 5. Der Gang nach Emaus.
Nr. 6. Die selige Maria von den Engeln.

Inhalt des II. Heftes:

Nr. 7. Heil. Josef, von Führich.
Nr. 8. Die Schutzpatrone der christlichen Jugend
(hl. Aloisius, Stanislaus, Berchmans).
Nr. 9. Heil. Vincenzius.
Nr. 10. Communionbild.
Nr. 11. B. Berchmans.
Nr. 12. Die Offenbarung des Herzens Jesu.

Inhalt des III. Heftes:

Nr. 13. Die heilige Familie.
Nr. 14. Prophezeiung des heil. Simeon.
Nr. 15. Die Flucht nach Aegypten.
Nr. 16. Der dreitägige Verlust des Jesuskindes.
Nr. 17. Das segnende Jesuskind.
Nr. 18. Der heilige Ignatius.

Inhalt des IV. Heftes:

Nr. 19. Das heil. Herz Jesu,
(Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.)
Nr. 20. Jesus trägt sein Kreuz auf den Kalvarienberg.
Nr. 21. Jesus wird an das Kreuz genagelt.
Nr. 22. Jesus wird v. Kreuze genommen und z. Begräbnisse vorbereitet.
Nr. 23. Jesus wird in das Grab gelegt.
Nr. 24. Die drei heil. Herzen Jesu, Mariae und Josefs.

Inhalt des V. Heftes:

Nr. 25. Immaculata v. Kuppelwieser.
Nr. 26. Heil. Elisabeth.
Nr. 27. Heil. Stefanus.
Nr. 28. Heil. Angela v. Merici.
Nr. 29. Heil. Anna.
Nr. 30. Heil. Stanislaus Kostka.

Preise.

I. Das vollständige Heft mit 6 Stahlstichen kostet:
30 Neukreuzer — 6 Ngr. — 21 kr. rhein.
II. Das Hundert im Formate dieses Heftes (Gross-Oktav):
5 fl. Oe. W. **— 3 Thlr. — fl. 5.15 rhein.**
III. Das Hundert im Klein-Oktav-Formate:
4 fl. Oe. W. **— 2 Thlr 12 Ngr. — fl. 4.12 rhein.**

Jeder Stahlstich kann **einzeln** bezogen werden und kostet das Blatt im Gross-Oktav-Papierformate **6 Nkr. — 1 Ngr.**, oder **$3^1/_2$ kr. rhein.** — und im Klein-Oktav-Papierformate **5 Nkr. — $^3/_4$ Ngr.** oder **3 kr. rhein.**

Bei Bezug von 12 Stahlstichen wird Ein, und bei 100 zehn Blatt gratis abgegeben.

Sämmtliche Bilder sind in Photographie (Visitkartenformat) zu $1^1/_2$ Ngr. — 8 Nkr. — 6 kr. rhein. durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

„Wir empfehlen dieses höchst verdienstliche Unternehmen der Berücksichtigung aller Geistlichen und Lehrer auf's Wärmste, in der vollen Ueberzeugung, dass es nicht leicht auch passendere Festgeschenke geben möchte und dass Jeder, der die Bilder gesehen, in unser Urtheil einstimmen werde.

(Trier. Schulfreund, 22. Jahrgang I).

Dampf-Schnellpressen-Druck von F. S. Hummel, Mariahilferstrasse, Zollergasse 7,